

**Deutscher
Reporterpreis
2013**

**Die 7 nominierten Texte in
der Kategorie
„Beste Lokalreportage“**

| | Seite |
|---|-------|
| 1) Al-Mer, Meral und Vogelsang, Lucas, Sie nannten sie Titten-Gitti (0660) | 03 |
| 2) Brnada, Nina, Am Nachtfenster der Apotheke (0286) | 15 |
| 3) Haarmeyer, Jan und Haseborg ter, Volker, Die Akte Hegestraße (0308) | 19 |
| 4) Hubschmid, Maris, Ist doch wahr (0348) | 38 |
| 5) Litschko, Konrad, Fluchtpunkt Görlitzer Park (0481) | 43 |
| 6) Sudholt, Eva, Mein Freund Jürgen (0140) | 51 |
| 7) Telser, Dietmar, Wie ich einmal Deutscher wurde (0301) | 57 |

Sie nannten sie Titten-Gitti

Honeckers erstes It-Girl, Edelhure, Operndiva, Stasi-IM: In Prenzlauer Berg ranken sich bis heute Legenden um die Frau, die bürgerlich Brigitte Klingmann hieß. Wer ihren Spuren folgt, findet eine verlorene Zeitspann

Von Meral Al-Mer und Lucas Vogelsang, Der Tagesspiegel (Samstagsbeilage Mehr Berlin), 09.03.2013

Ganz am Anfang war es ein Spiel. Im Taxi, durch den Osten Berlins immer dieselbe Frage an den Fahrer: Kennen Sie Titten-Gitti? Ein Name, über den wir gestolpert waren. Kneipennächte im Prenzlauer Berg. Immer wieder.

Wichtig war dabei, dass der Taxifahrer mehr als 20 Jahre im Geschäft war. Kutscher schon hinter der Mauer. Männer, die mit der Zeit das Gelb ihrer Kunstfellbezüge angenommen hatten. Sie reagierten auf den Namen. Unmittelbar. Ausschweifend. Erinnernten sich, fuhren rechts ran, fuchtelten die Silhouette einer Frau in die Luft, riesengroß, Riesenbrüste, in jeder Kneipe bekannt.

Eine ehemalige Hure, sagten sie. Ein Mannequin, sagten sie, Honeckers erstes It-Girl. Eine Frau, die, früher höchst attraktiv, später, nach einer Messerattacke eines eifersüchtigen Ex-Liebhabers, auf Krücken gestützt durch den Prenzlauer Berg trieb, ständig unterwegs zwischen Lychener, Schliemann- und Dunckerstraße. LSD-Viertel, Bermudadreieck. Alkohol in der Luft. Wiener Café, Mosaik, Seifen und Kosmetik.

Die guten alten Läden, die gute alte Zeit. Andere Fahrer erinnerten sich an eine Frau, Schwerstalkoholikerin, die einen ganzen Supermarkt leer räumte, und dann, die Kassiererinnen ignorierend, den Wagen auf die Straße schob, um das nächste Taxi anzuhalten. Eine Zechprellerin, die als Bezahlung ganz einfach ihre Brüste auspackte. Zitierten die Funksprüche, mit denen sie sich gegenseitig vor Gitti warnten, von der sie wussten, dass sie wieder nur diese 500-Mark-Note dabei haben würde, Trinkgeld und Freifahrtschein, die natürlich niemand wechseln konnte. Also: Pass Uff. Die Prenzlauer lieber weiträumig umfahren. Da steht Gitti. Mit den Krücken.

Und sie taten all das mit einer solchen Hingabe, die Bilder blumig, die Pointen sauber getimt, als hätten sie die ganze Zeit nur darauf gewartet, dass endlich jemand kommt und fragt.

Mehr als fünf Jahre ging das, bis sich Gitti als Figur verselbstständigte. Wir wussten nun viel und irgendwie doch: nichts. Was aber war wirklich dran, an diesem Kiezgeflüster, das sich über Hörensagen und im Promillenebel der Jahre zu Legenden verfestigt hatte. Rein also in den Prenzlauer Berg, in seine Geschichte und Geschichten. Spurensuche im Damals und was noch davon übrig ist. Kennen Sie Titten-Gitti?

Erster Versuch: Schusterjunge. Steht dort, wo eine solche Kneipe stehen muss: an der Ecke. Lychener und Danziger, am Rand des LSD-Viertels. Gut für einen Anfang, weil der Schusterjunge einer der wenigen Läden ist, die es schon vor der Wende gab.

Zwischen dem Tresen, altdeutsch, dunkles Holz, und der Durchreiche zur Küche, Tagesempfehlung Rouladen, steht Silvie. Die Kellnerin. Und es ist schnell klar: Gitti kann auch sie nur mit zwei Händen beschreiben. Hände, die erst ausladend vor die Brust geführt werden, die Finger gekrümmt: "Solche Kaventsmänner." Und dann, in einer flüssigen Bewegungen zuckend am Körper vorbei wie eine Trockenübung zum Barrenturnen: die Krücken, "ihre Kalaschnikows". Natürlich kennt sie die. "Aus'm Usbekischen Gasthof. Aus den Achtzigern." Sie weist in Richtung der Tische am Fenster: "Später saß sie dort und hat mit den Männern getrudelt, Karten gespielt, die ganze Nacht. Hatte ihr Geld und ihre Zigaretten immer hier oben drin." Griff ans Dekolleté. Silvie wird jetzt warm, muss aber erst mal Biere zapfen.

Als sie wieder zu sprechen beginnt, Hand am Hahn, über den Tresen hinweg, schnell, ohne Pausen, prasselt mehr als ein halbes Leben Gastronomie auf uns ein. Namen und Orte. Jahreszahlen. Vortrag über die Suffkultur in der DDR. Dann aber, großer Schlenker, doch wieder zurück zu Gitti. Konzentration jetzt. "Sie kam immer bei uns in den Laden. Wie eine Schauspielerin. Mit ganz viel Brimborium. Und hat erzählt, sie sei die Spätverlobte von Manfred Krug." Silvie legt den Kopf in den Nacken, hält sich die Hand an die Stirn, simulierter Schwächeanfall. Schauspielerinnen-Gestus. Sie tanzt die Gitti. Brimborium eben. Der Vorhang fällt mit einem Kellnerinnenlachen. Spätverlobte von Manfred Krug, das glaubste doch selbst nicht. "Leute wie Gitti, die wollten sich auch einfach darstellen. Davon

gab es einige", sagt Silvie und beginnt mit der Aufzählung ihres eigenen Kuriositätenkabinetts. Otto, der im Gesicht tätowiert war. Rio, der sich allen Ernstes für Rio Reiser hielt. Die Nachtigall, Mausi, usw. Und auf einmal sind wir mittendrin in dem Damals-und-heute-Vergleich. "Gitti hatte diese Kodderschнауze, hat sich nichts gefallen lassen, schon mal jemandem ins Süppchen gespuckt. Damit steht sie natürlich auch für ein Ostberlin, das es so gar nicht mehr gibt." Blick hinter die Fenster. Danziger Straße, Verkehrsbrausen, Kulturbrauerei und Backshop. "Es gibt einfach keinen Ort mehr für solche Figuren, und außerdem..." Silvie wird durch das Dröhnen des Kochs unterbrochen, Schnitzel auf der Durchreiche. Ja, gleich. Den einen Satz möchte sie jetzt noch ganz gerne beenden. "Und außerdem sind die doch alle weg. Gestorben. In der Klapse. Viele haben die Wende einfach nicht verkraftet." Dann geht Silvie und bringt das Schnitzel nach hinten, wo junge Asiaten und Amerikaner an langen Tischen warten.

Wir gehen auch, begleitet von diesem Gedanken: Selbst der Schusterjunge ist nicht mehr der Ort für die Trinker aus der Nähe, an dem man noch unter sich ist. Geschlossene Gesellschaft. Denn hier, wo früher in den Nächten nicht selten 120 Jahre Knast am Tresen lehnten, Möbelluden mit dicken Ringen an wurstigen Fingern ihre Tageseinnahmen versoffen, bestellt heute die Jugend der Welt auf Empfehlung des Lonely Planet urdeutsches Essen. Um Gitti zu verstehen, brauchen wir jedoch das alte, das schmutzige, das Figurentheater Prenzlauer Berg.

Strahli ist noch einer von früher. Wir treffen ihn am Helmholtzplatz, einige Tage später. Es hat ein wenig gedauert. Denn Strahli, der Trickster, Wandler zwischen den Welten, ist keiner, den man einfach erreicht. Er hat nicht zu jeder Zeit eine verlässliche Telefonnummer und sein Leben keine festen Zeiten. Wenn man sich mit ihm verabreden will, klebt man am besten einen Zettel an seine Tür. Und wartet. Bis er sich meldet. Der Prenzlauer Berg ist sein Ding. Er, geboren am Stadtrand, Kaulsdorf-Hessenwinkel, gutbürgerliche Reihenhausidylle, ist Ende der 80er hergezogen. Wegen der Freiheit, dem Punk, dem ganzen Irrsinn, der hier so abging. Kurzer LSD-Trip, Geschichtsstunde. "Früher war das hier das ranzigste und abgewichsteste Gebiet in Ostberlin. Klo eine halbe Treppe tiefer, das sagt doch eigentlich schon alles." Er schaut sich um. "Wenn die Leute aus dem Knast kamen, sind sie hierhergezogen." Die Straßenzüge, die Hinterhäuser und Seitenflügel zwischen Schönhauser und Prenzlauer Allee waren einmal das Biotop der Kaputten, der

Hausbesetzer, Freidenker-Country. Davon ist nichts mehr zu sehen. Selbst der Helmholtzplatz, einst Alkoholikersammelstelle, ist heute, Lunge des Bezirks, eher Familienspielplatz. Bisschen Sommer vorm Balkon. Besenreine Normalität. "Hat sich eben alles verändert." Hörbare Wehmut. Und dennoch Worte ohne Kanten. Strahli, Dreadlocks unter einer alten Wollmütze, Ostpunk, das Gesicht die Visitenkarte eines Musikerlebens, scheint gänzlich aus Tönen zu bestehen. Ihm ist eine Stimme zu eigen, sonor, die den Zuhörer sofort umschließt, eine Decke gewebt aus Geschichten. Eigentlich müsste er mit dieser Stimme Märchen erzählen. Und im Grunde macht er ja genau das. Strahli, Kiezmärchenerzähler. Wir haben ihn gesucht, weil er, Quelle Hörensagen, Gitti gut kannte.

Besser als die anderen, an denen sie nur ein paar Mal vorbeigerauscht ist. Getroffen hat er sie 1989, irgendwo, irgendwann in der Nacht, und sich dann, kann man so sagen, mit ihr angefreundet. Ein ungleiches Duo. Sie, damals schon über die 50 hinweggelebt, er gerade 19 Jahre alt. Logische Frage: Warum? Er überlegt nicht lang: "Es hat mich einfach fasziniert, dass sie existiert. Weil sie inkompatibel war. Total durchgeknallt. Aber nicht planlos. Sie hat immer bekommen, was sie wollte. Und wenn jemand versucht hat, ihr auf die Intellektuelle zu kommen, hat sie den mit einer Schlagfertigkeit bloßgestellt, dass er ganz schnell die Klappe gehalten hat." Er mochte sie. Die Figur einer unmöglichen Mutter. Und holt nun noch einen Schatz aus seinem Erinnerungskästchen. "Später", sagt er "war ich dann auch mal bei ihr in der Wohnung. Zusammen mit Paul und Micha. Die können sich auch noch gut erinnern." Die Jungs von früher. Er hat auch sie länger nicht gesehen. Gitti wäre da doch ein guter Grund, mal wieder alle an einen Tisch zu holen.

Veteranentreffen. Und dann, auf diesen Tisch, die Erinnerungen klatschen. Wunderbare Idee. Das sollten wir, bitteschön, genauso machen.

Jut, Strahli packt sich selbst zusammen, will sich melden. Das kann ein paar Tage dauern, das ist klar.

"Schaut doch in der Zwischenzeit mal bei der alten Wohnung vorbei", sagt er da noch und wirft uns zum Abschied, ganz beiläufig, die Adresse hin. Grellstraße 10B, nicht weit von hier. "Die hieß Klingmann oder Klingbeil, einfach mal fragen." Tricksterabgang. Tschüssikowski.

Danke, wir werden hingehen. Aber heute nicht mehr. Im Osten, über den Bäumen am Helmholtzplatz, geht bereits die Sonne unter.

Nächster Morgen am S-Bahnhof Prenzlauer Allee, Menschen in Winterhast, es ist zehn Uhr, der Tag düster, allgegenwärtiges Grau. Der Eingang zu den Häusern der Grellstraße liegt genau gegenüber. Grau auch die Fassaden, DDR-Kratzputz. Hinterhofdepression, an S-Bahngleise gelehnt. Zweckmäßig hässlich. Wir laufen über verwildertes Kopfsteinpflaster. Erstes Haus auf der rechten Seite. 10B. GSW-Schild an der Tür. Einfach mal klingeln. Doch niemand öffnet. Heruntergelassene Rollläden. Im zweiten Stock Gardinen, einst weiße Rüschen, unweigerlich fühlen wir uns beobachtet. Inoffizielle Blicke. Sonst aber keine Regung hinter toten Fenstern. Aus dem Nichts schiebt sich eine blonde Frau vor die Trostlosigkeit. Wir fragen nach. Klingmann oder Klingbeil, ob sie sich erinnern könne. Die Frau nickt.

Antwortet mit der Gitti-Pantomime. Brüste und Krücken. "Aber die hat da drüben gewohnt", sagt sie, leichte Kopfbewegung hin zum Nachbarhaus. 10D. Da, ganz sicher. Schönen Tag noch. Also rüber, wieder klingeln, die ganze Hand aufs Klingelschild, warten, vor allem aber: hoffen. Ganz nah dran. Grellstraße 10D, Home of Gitti. Und tatsächlich: Es summt. Die Tür springt auf, im Hausflur geht das Licht an. Dort, Parterre, drei Stufen über uns, steht einer und schaut. Reichlich Mensch, die Haare zurückgegelt. Argwohn in grauer Jogginghose. Darüber ein gestreiftes Hemd. Er steht da, mitten am Tag, als hätte er schon seit Jahren Feierabend. Standardfrage. Kennen Sie? Fleischige Hände streichen über glänzendes Haar. Ein Nicken. "Gitti? Ja, die hat hier oben gewohnt. Eine Treppe." Nur mit dem Spitznamen Titten-Gitti kann er erst mal nichts anfangen: "Bei uns hieß die Fünf-Mark-Gitti, weil sie früher wohl für fünf Mark inna Ecke den Rock hochgemacht hat."

Er, der Nachbar, lebt erst seit 16 Jahren hier. Seine Gitti ist älter als die der anderen, keine Kneipendiva mehr. "Das war so eine Ostberliner Omi, massig, und hat gerne einen getrunken. Das war ein richtiges Berliner Original. So Zille-Milieu." Im Hausflur geht das Licht aus. Er drückt den Schalter, spricht weiter. "Und ständig hat sie ihre Schlüssel verloren. Sie hat dann, immer wenn sie morgens um zwei aus der Kneipe gekommen ist, bei mir geklingelt." Sein Blick klettert die Stufen empor. "Dann musste sie im Hausflur schlafen, weil sie nicht mehr in ihre Wohnung kam. Sonst habe ich aber kaum mit ihr verkehrt, habe sie nur rinjelassen. Guten Tag, auf Wiedersehen." Kurzer Moment der

Andacht. "Die muss eigentlich noch ihren Keller haben, da unten", sagt er schließlich, geht seinen Schlüssel holen und führt uns die paar Stufen hinab vor eine Holztür, die nicht anders aussieht als alle anderen Holztüren im schalen Schein der Glühbirnen.

Doch hängt dort, mit einer Reißzwecke befestigt an einer der Latten, schwarze Schönschrift auf vergilbtem Grund: Klingmann, 1 Treppe rechts. Wieder andächtiges Schweigen. Das muss ihre Schrift sein, geschwungen und eckig zugleich. Geschrieben, und viel passender könnte es gar nicht sein, auf die Rückseite eines Gaststättenschuldscheins. Prenzlauer Eck. Ein Leben auf DIN A6. Die Stimmung, im Keller, ist jetzt hervorragend. Und der Nachbar nimmt den Faden wieder auf, an dem wir uns hier heruntergehangelt haben. "Prenzlauer Eck, da war sie oft, auch im Grelleck. Später konnte nicht mehr laufen, hat dann Tag und Nacht am Fenster gehangen. Im Pelzmantel, wenn es geschneit hat." Hatte sie Freunde hier im Haus? "Die unter ihr hat sich gekümmert, da ist sie dann manchmal runter und hat sich Geld geliehen. Aber die ist schon lange tot, und auch sonst wird hier keiner mehr von den Alten sein. Die haben sich schon alle ihre Leber zu Hartjummi gesoffen." Da ist sie wieder, die Litanei der Vergänglichkeit, die schon im Schusterjungen angeklungen war. Wo sind all die Alten hin? Und natürlich, zwangsläufig, drängt die eine Frage an die Oberfläche. Was ist mit Gitti, lebt sie noch? Seit wann ist sie weg? Der Nachbar zuckt, spricht mit den Schultern. Weeß ick nicht. "Ich weiß nur, dass sie eines Nachts abgeholt und ins Krankenhaus gebracht wurde. Danach habe ich sie nie wieder gesehen." Die Glühbirne erlischt, wir steigen wieder hinauf, verabschieden uns. Und draußen, verwildertes Kopfsteinpflaster, graue Luft, kommt das Gefühl, Gitti ganz nah gewesen zu sein. Klingmann, 1 Treppe rechts. Gruß in Schönschrift. Es beginnt wieder zu schneien. Pelzmantel-Wetter. Wir schauen noch einmal zurück, die Fassade entlang, zählen die Fenster. Sie sind allesamt geschlossen.

Und nun: Warten auf Strahli. Es vergehen Tage und Nächte, in denen wir uns durch den Kiez hangeln, flüchtige Begegnungen, Nachtgestalten, Sätze in kalten Rauch gesprochen, sie verschwimmen zu einem Mosaik aus Erinnerungen. Orte und Gesichter. Der Russe, der in einer schummrigen Bar sitzt, die von außen kaum als solche zu erkennen ist und sich den nächsten Joint aufstret. Der schwere russische Akzent dehnt seine Worte: "Kännst du", sagt er, "kännst du die Kunst von Otto Dix? Und die Bücher von Bert Brecht? So eine Frau war sie. Berliner Genetik, laut und vulgär." Der Philosoph im Imbiss, der auch

nachts seine Sonnenbrille trägt, sich ans Herz fasst. Infarkt. Lange her. "Seitdem habe ich mit Alkohol, Zigaretten und Stasischlampen nichts mehr am Hut." Und Gitti, das wissen doch alle, war bei der Stasi. Der ehemalige Gaststättenleiter der Pappel, der das Gespräch mit demselben Vorwurf beginnt: "Sie wissen, dass die bei der Stasi war?" Und dann erzählt, wie Gitti einmal die Tür eingetreten und einem anderen Gast an der Theke links und rechts eine geknallt hat, mit der simplen Begründung: Wenn hier einer laut ist, dann ich. Wie aber nichts passiert ist, weil sie eben bei der Stasi gewesen sei. Und er trotzdem viele Nächte mit ihr Karten gedroschen hat. Er, wie sie, ein Spieler.

Oder die drei Männer am Tresen des Yolanda, die von der Opernsängerin Donna Kaputti sprechen, von dieser Hure aus dem Westen und doch Gitti meinen. Sie hatte viele Namen, viele Bühnen, viele Zuschauer. Sie alle haben mit ihr gesoffen, getanzt, gezockt. Und mit jeder Geschichte scheint es weniger unrealistisch, dass sie in der nächsten Bar sitzt, Körnchen auf dem Tisch, Zigaretten im Ausschnitt. Es ist, als wäre sie uns immer ein paar Stunden voraus, gerade erst da gewesen. An diesem Tresen, in jener Kneipe.

Weitergezogen, wie sie es immer getan hat. Nirgends Stammgast. Überall Inventar.

Als sich Strahli endlich meldet, Treffen bei Micha in der Küche, nehmen wir all das mit, diesen Rucksack aus Gerüchten, mehr noch als am Anfang. Manfred Krug, Opernsängerin, die Stasi. Am Tisch der Veteranen gibt es einiges zu besprechen. Und Strahli, das sagte er am Telefon, hat noch eine Überraschung dabei, etwas ganz Besonderes. Wir sind gespannt.

Ein Samstag im Januar. Punkt 12, Stargarder Straße. Strahli ist bereits da, mahlt Kaffee mit einer alten Kaffeemühle. Micha, Gastgeber, Künstler, der in seinen weiten Kleidern, Kommunenoutfit, fast verlorengelassen, steht am Herd, gießt Wasser in einen Edelstahltopf. Grüner Tee. Lächeln durch kreisrunde Brillengläser. Schön, dass ihr da seid. Als das Wasser kocht, klingelt es. Tür auf. Jetzt kommen auch die anderen. Paul und Ronny. Der eine, Paul, klein, dunkelhäutig, Vater Südafrikaner. Der andere, Ronny, größer, Noch-Immer-Pferdeschwanzträger. Musiker auch sie, Künstler. Begrüßen sich mit dem gezügelten Enthusiasmus alter Freundschaften. "Wir waren früher ein Kollektiv, haben alle als Tresenleute im Schliemann-Café gearbeitet", erklärt Strahli. Das Schliemann-Café, eigentlich "Seifen und Kosmetik", damals Schliemannstraße 21, ist der Mittelpunkt ihrer

Geschichte. "Der Hort allen Übels", sagt Paul. "Und da schlug Gitti eben manchmal auf." Schnörkellose Überleitung. "Als ich sie dort zum ersten Mal gesehen habe, hieß sie schon Titten-Gitti. Und bald habe ich auch herausgefunden, warum." Ja, ja, wenn's ans Zahlen ging, erstmal die Titten auf den Tisch. Wissende, plötzlich auch verschämte Jungsblicke in erwachsen gewordenen Gesichtern. Sie rattert nun, die Rückblicksmaschine.

Micha steht auf, stellt ein Einweckglas auf den Tisch. Darin Kräuter zur Verfeinerung der immer wieder zu drehenden Zigaretten. Gehört dazu. Erinnerungsbeschleuniger. Doping für die Jahre.

Können wir also nun, alle versammelt, über die Wohnung sprechen. Wie hat Gitti gelebt? Wollen wir nach der Visite im Keller doch ganz gerne wissen. Gitti hat die vier damals, nach einer dieser Schliemannächte, viel Alkohol, viel Geschwafel, im Morgengrauen mit nach Hause genommen. "Wir waren zu müde, uns zu wehren", erinnert sich Paul. So standen sie schließlich, etwas unbeholfen, in ihrem Wohnzimmer, Klingmann, 1 Treppe rechts. Und? Nichts.

Strahli: Ich weiß auch nicht mehr, ob ich erwartet habe, dass da bei ihr jetzt eine Kristallkugel auf dem Tisch steht, aber zumindest irgendeinen Hinweis auf dieses Leben da draußen.

Kein Hexenbordell, keine Kirmesbude. Stattdessen geordnete Bürgerlichkeit. Klassische Schrankwand, Sitzgruppe, Couchtisch, Riesenfernseher. "Ein neuerer", sagt Paul "also kein Raduga. Und sonst war da auch nichts schmuddelig."

Strahli: Auffallend war das Fehlen von erkennbar Persönlichem. Also, dass sie, watt weeiß icken, Schrubber sammelt oder sowas. Oder ein Bild von der Familie in der Küche. Da war nichts Besonderes, nichts Obszönes.

Micha: Stell' dir einfach eine 80er-Jahre-DDR- Wohnung von so einer Tante vor.

Strahli: Und dann erstmal Leberwurststullen und später Eintopf für ihre Jungs.

Paul: Es passte jetzt nicht unbedingt zu dem, was man mit ihr in der Nacht erlebt hat.

Strahli: Sie konnte aber auch dieses Verwahrloste auf den Tod nicht ab. Sie war ja eine Grand Dame. Eine echte Diva.

Klingt, ganz ehrlich, ziemlich verwirrend. Die Mär von der bürgerlichen Diva.

Noch immer macht das alles keinen Sinn. Diva, Osttante, Opernsängerin, vielleicht einfach nicht zu fassen für eine Gesellschaft, deutschdemokratisches Denken in kleinen Karos, die Gittis Auftritt überforderte. Die Halbweltkoketterie, die Inszenierung der eigenen Gala. War ihr unsteter Lebenswandel, die aufreizende Dringlichkeit ihres Körpers, das betont Asoziale in ihrem ständigen Sprung aus der Torte, ja auch ein Schlag in die Fresse des realen Sozialismus. Schallend. Das Gelächter danach. Ziviler Ungehorsam in Doppel-D. Mindestens.

Natürlich kennen die Jungs die Gerüchte, die Hurengespräche. Gitti-Wissen. Was war sie denn nun?

Strahli: Sie war geballte Mystik, weeßte. Manne Krug, Donna Kaputti, das war ihr Repertoire.

Ronny: Wurde zum Beispiel die Polizei gerufen und die Tür ging uff, dann hat sie immer gesagt: Meine Herren, ich habe Sie kommen lassen. Wenn sich die Beamten dann mit dem Barpersonal unterhalten wollten, hat sie auf den Tisch gehauen.

Strahli unterbricht ihn, schreit mit verstellter Stimme, miauend fast, durch die Küche: "Das kann doch nicht wahr sein! Wissen Sie denn gar nicht, wer ich bin? Ich bin Donna Kaputti, die Tochter von Herrn Doktor Irre. Ich bin die Verlobte von Manfred Krug. Schauen Sie mal in die Sonne, da schiebt sich 'ne grüne Scheibe vor - Das bin ich! Hossa! Mir wird langweilig im Maul."

Dann wieder im Strahli-Ton: "Das war ihre Platte, die ging einfach an und lief dann so als Endlosschleife zur Verwirrung. Damit mussteste erst mal klarkommen. Und wenn man dann gegrübelt hat, hat se eenen schon gehabt."

Micha: Du kannst ja ihre Stimme gut nachmachen. Haste gut gemacht, ey. Wie so'n Medium.

Ganz kurz ist Ruhe. Strahlis Performance hallt noch nach. Gitti ist jetzt, wo vier in ihrem Namen versammelt sind, mitten unter ihnen. Also weiter, eine Schippe drauf. Die Stasivorwürfe. IM Gitti, was halten die Jungs davon? War das vorstellbar? Sie schauen sich an, als versuchten sie, die Antwort, die eine Wahrheit, jeweils in den Gesichtern der anderen zu finden. Micha spricht zuerst, kopfschüttelnd: "Ich kann mir nicht vorstellen, dass die

Stasi an ihr interessiert war, dazu war sie letztendlich zu selbstbezogen." Strahli wischt über die Zweifel, wieder betont in die oberen Tonlagen gezogene Gitti-Stimme: "Ich kenne Manfred Krug! Ich kenne Markus Wolf! Das ist meine Firma. Sie möchten mich noch mal einstellen, aber bitte sehr, gerne. Sie haben meine Kontonummer bereits. Fragen Sie mal ihren Chef, rufen Sie mal an. Ich habe Informationen. Wenn ich mal auspacke, ich kann Ihnen sagen, geht die ganze Bude hoch." Schallendes Gelächter jetzt. Großartige Einlage. Genauso kann es gewesen sein. Ach, Gitti. Ronny ringt um Fassung: "Also, wenn sie da Mitarbeiterin war, dann werden sie auch da ihren Spaß gehabt haben." Nur Paul hat eine ganze Weile nichts gesagt, Skepsis in den Zügen. Nachdenklichkeit: "Für mich ist das relativ unwichtig, ob sie jetzt bei der Stasi war. Mich haben all diese Gerüchte auch nie interessiert. Das gehörte einfach zu ihrer Mystik."

Ein Satz, der in dem allgemeinen Aufruhr fast untergeht, im Grunde aber genau die Antwort ist, auf die Frage nach dem, was Gitti eigentlich war. Weil es egal ist, ob diese Geschichten stimmen, die sie vielleicht nicht einmal selbst geglaubt hat, die sie aber doch umgeben haben wie einen Panzer. Geschichten, die nie nur für sich stehen, sondern für das alte Ost-Berlin, die kollektive Vergangenheit der anderen. Kondensiert in dieser einen Figur, so allgemein, so fabelhaft, und in all ihren Identitäten, ich bin viele, mit denen sie, ganz leichtfüßig, ganz bewusst gespielt hat. Der Glamour, dick aufgeschminkt, nur Fassade, dahinter eine Frau, die immer unter Menschen und doch einsam war. Schließlich aber, gerade dadurch, größer als das Leben selbst, weil sie, bis heute, sonst wären wir nicht hier, durch die Menschen hindurch lebt, die das Publikum bildeten für dieses ganz große Gitti-Theater.

Von einer inoffiziellen Mitarbeiterin Brigitte Klingmann, das ergibt unsere Recherche Tage später, weiß man bei der Jahn-Behörde nichts.

Es ist Strahli, wer sonst, der uns zurückholt an den Tisch, die Gedankenblase platzen lässt. "Ich habe ja noch was für euch." Stimmt, wir waren ja gespannt. Das Besondere. Der Trickster hat, große Verwunderung, tatsächlich Wort gehalten, aus dem Nichts, aus seiner Wollmütze einen Film gezaubert. "Berlin Prenzlauer Berg", ein Dokumentarfilm der im vergangenen Jahr verstorbenen Regisseurin Petra Tschörtner. Zeremonienmeister Strahli mit einer kurzen Einführung: "Sie war da 1990, kurz vor der Währungsunion unterwegs im Prenzlauer Gebirge, hat da die Leute gefilmt. Noch in Schwarzweiß. Unter anderem auch

Gitti im Wiener Café an der Schönhauser. Mehr verrate ich nicht." Gut. Jetzt also Filmvorführung. Play.

Auftritt Gitti. Über die Küche breitet sich ein Lächeln, kollektiv. Wie früher. Acht Männeraugen schauen auf den Bildschirm des Laptops, sitzen, angespannt, um diesen Tisch, als wäre das eine Séance. Strahli dreht den Volumeregler an den Anschlag.

Kneipengeräusche erfüllen jetzt den Raum. Auf dem Küchentisch verschluckt sich eine schwarzhaarige Frau, massig in Schwarzweiß, am ersten Zug ihrer Zigarette. Ja, Strahli, das Medium, hat ihre Stimme gut getroffen. Micha zieht einen Hut, den er nicht trägt: "Titten Gitti", sagt er, "wir haben uns lange nicht gesehen."

Da sitzt sie nun, mächtig, eine Erscheinung. Das Haar toupiert, die Augenbrauen dunkel nachgezogen. Eine Diva, das sieht man sofort, eine Frau, die ihren eigenen Orbit mit sich trägt, ihre eigene Gravitation besitzt. Neben ihr ein schmales Männchen, wie angeklebt. Sie raucht, hustet. Wedelt sich den Qualm aus dem Gesicht. Nun setzt sich ein anderer neben sie. Und klar, die Platte geht an. "Ich bin vonne Stadtwache." Der Mann, weißer Bart, grauer Pullover, kennt das schon. "Sie sagt", sagt er, "sie sei die Ex-Freundin von Manne Krug." Gitti verweist ihn mit einem Augenaufschlag auf die Plätze: "Nicht die Freundin, die Verlobte. 1956, das stimmt ja sogar. Das kann man ja beweisen." Skeptiker im grauen Pullover: "Wie willst du das denn beweisen?" Janz einfach: "Kann ick. Ich verkehre mit Manne noch einmal im Jahr, ich habe ihn doch drüben gesehen, so oft schon." Damit wäre auch das geklärt, sie raucht weiter.

Kurzer Schnitt. Der Film zeigt nun eine Gypsie-Kapelle. Dann wieder Gitti. Nun steht sie, zu voller Größe aufgebaut, steht dort, wo sie sich am wohlsten fühlt. Im Zentrum der Aufmerksamkeit. "Alle gucken?" Ja, Gitti, alle gucken. Gut. "Da werde ick mal watt von Trude Herr singen." Und dann singt Gitti was von Trude Herr, das gar nicht von Trude Herr ist. Aber wen kümmert das. Mucki, mein Schnucki. Singt das ohne Musik, ohne Takt, ohne Rhythmus. Aber der Auftritt stimmt, die Gestik, die Grazie. Der Handkuss, gehaucht. Lasziv und vulgär zugleich. Hätte man einer Schauspielerin den Auftrag gegeben, das genauso zu choreographieren, die Gitti zu tanzen, sie wäre daran gescheitert. Hier aber sehen nun alle Gitti in ihrer Paraderolle. Als Gitti. Die Opernsängerin Donna Kaputti, die Verlobte von Manfred Krug, die Edelhure, das Mannequin. Sie ist all das in jeder Bewegung ihrer Hände, ihrer Arme, über dem Kopf. Ein angetäuschter Ohnmachtsanfall, der jederzeit in einer

Schlägerei enden könnte. Mucki, mein Schnucki. Der letzte Takt, das letzte Wort. Aus. "Und jetzt Applaus mit die Möbel." Das Wiener Café klatscht. "Lauter!" Das Wiener Café klatscht. Lauter. Gitti verlässt die Bühne.

In Michas Küche schauen fünf Männer auf einen kleinen Bildschirm und wissen nicht genau, was sie als Nächstes sagen sollen, weil alles gesagt ist. Also erst mal: rauchen. Sammeln. Schlucken. Wieder ankommen. Noch einmal Kaffee für alle, noch einmal gedrehte Zigaretten. Dann verlassen wir Michas Wohnung. Und sind, unten auf der Straße, fast überrascht, dass hier tatsächlich 2013 ist, die Bilder in Farbe.

Wir nehmen, muss sein, ein Taxi. Raus aus Prenzlauer Berg. Ein letztes Mal: Kennen Sie Titten-Gitti? Und der Fahrer, gelbes Kunstfellgesicht, antwortet. Unmittelbar. "Ja, Gitti, die habe ich ein paar Mal gefahren, in die Grellstraße." Es folgt der übliche Gitti-Steckbrief. Und gesoffen hat die. Dann aber, kurz bevor wir aussteigen, sagt er noch etwas: "Einer hat letztens erzählt, dass die noch lebt. Im Pflegeheim. Die sitzt jetzt wohl im Rollstuhl." Es ist die letzte Geschichte, die wir hören. Über Gitti, Brigitte Klingmann, gestorben, laut Melderegister des Bezirksamts Berlin-Pankow, am 16. Mai 2005. Und vielleicht ist es auf ihre Art die ehrlichste. Weil uns über Wochen niemand lebendiger vorkam als sie, in Alkohol konserviert. Und es bleibt, am Ende, der Satz von Trude Herr, der wirklich von Trude Herr ist. Niemals geht man so ganz. Titten-Gitti wurde 66 Jahre alt.

Am Nachtfenster der Apotheke

Gerissene Kondome, besorgte Väter und türkische Bräutigame - wer mit Andrea Vlasek den Nachtdienst in der Apotheke verbringt, der lernt die Stadt neu kennen

Von Nina Brnada, Wiener Zeitung, 23.02.2013

Kleine Dinge können große Männer manchmal ziemlich in Verlegenheit bringen. Zum Beispiel eine winzige Tablette. Der große Kerl in der Bomberjacke hat seine Hände tief in den Hosentaschen vergraben, den Kopf streckt er schüchtern in Richtung Guckerl. Das Kondom sei gerissen, murmelt er, es sei vor drei Stunden passiert, seine Freundin brauche jetzt dringend eine Pille danach.

Variationen dieser Geschichte werden heute Nacht noch x-mal vor dem kleinen Fenster vorgetragen. Junge Eltern werden außerdem um Babynahrung bitten und schweigsame Männer um Potenzmittel anstehen. Mütter werden von verlausten Kindern erzählen und Teenager ihre eitrigen Piercinglöcher am Bauchnabel gen Fensterchen halten.

Auf der anderen Seite wird Andrea Vlasek stehen. 14 Stunden lang wird sie für ihre Kunden da sein. Die Pharmazeutin hat an diesem Samstag Nachtdienst in der Apotheke "Zur Mutter Gottes" in der Gudrunstraße in Wien Favoriten. In dieser Zeit wird Vlasek 93 Verkäufe tätigen und etliche besorgte Telefonanrufe entgegennehmen. Wer die 55-Jährige durch den Nachtdienst begleitet, sieht die Stadt und die Bedürfnisse der Wiener aus einer anderen Perspektive. Denn Frau Magister verkauft hier nicht bloß Pastillen und Salben - sie ist Ansprechperson, klärt auf und schützt die Leute schon mal auch vor sich selbst.

Zum Beispiel das Teenagermädchen, das mit einer Freundin vor der Apothekenöffnung steht. Der Gynäkologe habe ihr die Einnahme der Pille gestattet, behauptet sie in langwierigen Konstruktionen. Rezept habe sie allerdings keins. "Der Frauenarzt hat gesagt, die Apothekerin weiß eh was ich brauch'", druckst sie herum. Doch auf jugendliche Experimente mit Hormonpräparaten lässt sich die Apothekerin Vlasek nicht

ein und schickt das Mädchen weg. "Wo viele Worte zu wenig, ist jedes zu viel", sagt sie und lacht, "ich habe solche G'schichteln schon tausendmal gehört."

Vlasek hat die Aura einer wohlmeinenden Autorität. Seit kurzem ist sie Präsidentin der Wiener Apothekerkammer und hat damit eigentlich einen Bürojob. Ihre Dienste in der Apotheke lässt sie sich dennoch nicht entgehen, "ich will den Kontakt zur unmittelbaren Arbeit nicht verlieren," sagt sie.

Es ist knapp nach 18 Uhr, Vlaseks Arbeitszeit hat gerade erst begonnen. Gerade geht das Einkaufstreiben auf den Straßen in frühabendliche Ruhe über. Für den Nachtdienst hat sie sich ein anthrazitfarbenes Stretchkleid angezogen und die Straßenschuhe gegen Gesundheitsschlapfen getauscht. Sie hat ein wenig Halsweh, klagt Vlasek, "ich wette, ich habe nach der Nacht eine reife Erkältung."

Je dunkler es draußen wird, desto lauter scheint es zu regnen. Vorbeifahrenden Autos zischt Regenwasser durch die Reifenprofile, die Leute vor dem Fenster tragen Kapuzen und Schirme. Ihre Blicke verfolgen jeden Schritt der Apothekerin hinter der breiten Glasfront. Vlasek ahnt schon, heute Nacht werden die Neocitranschachteln wie warme Semmeln weggehen.

Im Büro hinter dem Verkaufsraum hat sich Vlasek Schinken und Kürbiskernbrot hergerichtet. Dahinter befindet sich der Raum, in dem die speziellen Cremes und Präparate gemixt und händisch beschriftet werden. Daneben gibt's eine Küche, ein Lager und ein kleines Kabinett mit Bett. Kaum geht Vlasek nach hinten, klingelt es wieder vorne an der Glasscheibe. Die meisten ihrer Kunden sind Migranten. Vor allem in der Nacht seien es vier Fünftel, schätzt sie, die meisten davon Männer. Vlasek vermutet einen sehr einfachen Grund für das Geschlechterungleichgewicht: "Die Männer sprechen meist besser Deutsch als ihre Frauen und haben öfter auch den Führerschein." Wenn ein Kind krank ist, warten die Mütter auf die Väter, die erst abends von der Arbeit nach Hause kommen. Die kümmern sich dann um den Arzt und gehen spät abends zur Apotheke.

So ähnlich ist wohl auch die Situation des jungen Türken, der vor dem Guckerl Vlasek ein Rezept überreicht. Aus dem unleserlichen Gekritzel auf dem Blatt Papier deutet die Apothekerin wie ein Detektiv die Situation einer ganzen Familie. "Zu denen ist der Arzt gekommen, um sich die schwere Verkühlung des Kindes anzuschauen", rekonstruiert sie.

"Und dann haben sich die anderen Familienmitglieder bei der Gelegenheit auch gleich untersuchen lassen." Mehrere Mittel für das Kind stehen auf dem Rezept, Medikamente gegen die Unterleibsschmerzen der Mutter und gegen das Rückenleiden des Vaters. Der Türke nimmt ein Sackerl voller Medikamente entgegen und wünscht eine gute Nacht.

Es scheint wie verhext, sobald jemand vor dem Fensterchen steht, kommen sie alle, wie auf Kommando. Der Nächste überreicht wortlos ein Viagra-Rezept, das aus Niederösterreich stammt. Es sei ihm wohl peinlich, vermutet Vlasek, deshalb sei er des Nachts so weit gefahren. Die meisten, die hierherkommen, wohnen jedoch im Viertel. Die Apotheke "Zur Mutter Gottes" hat ein Einzugsgebiet von fünf- bis siebentausend Menschen, viele davon Stammkunden. Oft fassen sie schnell Vertrauen und erzählen von Problemen. So habe ihr einmal die Mutter eines Vergewaltigungsopfers einfach so ihr Herz ausgeschüttet. "Weil die meisten in meinem Berufsstand Frauen sind", sagt die Pharmazeutin Vlasek, "fällt es den Menschen wohl leichter sich zu öffnen." Die Apotheke sei "einer der wenigen Treffs im Grätzl".

Für Andrea Vlasek ist Favoriten nicht nur seit 30 Jahren Arbeitsort - sie ist hier aufgewachsen, ging hier ins Gymnasium, hier wurden ihre beiden Kinder groß. "Unser Bezirk ist nicht der Vornehmste, das war schon immer so", sagt Vlasek. Und obwohl die Situation hier nicht immer ganz einfach sei, ist ihr der zehnte Bezirk lieber als noblere Gegenden Wiens. Manchmal hätte sie in besseren Bezirken ausgeholfen und weitaus ruhigere Arbeitsnächte verbracht als hier in Favoriten. "Aber da verlangen dann zum Beispiel Damen verschreibungspflichtige Schlafmittel und Psychopharmaka", erzählt Vlasek. "Und als ich um das Rezept bat, fragten sie empört, ob ich denn wisse, wer ihr Gatte sei."

Jede von Vlaseks Begegnungen ist ein Blick in fremde Leben. Wie im Zeitraffer treten Schicksale zutage, die nach einer gewissen Beobachtungsdauer ein Muster ergeben. Die Menschen hier hätten oft anstrengende Leben, sagt Vlasek. Migranten beispielsweise leiden viel häufiger an Diabetes als Alteingesessene, erzählt sie. Sie verlangen außerdem öfter nach stärkeren Medikamenten. Vlasek jedoch beobachtet auch einen Wandel der Einstellungen bei vielen Migranten, etwa beim Thema Sexualität.

Früher beispielsweise wäre kaum je ein Türke wegen eines Verhütungsmittels in die Apotheke gekommen, erinnert sich Vlasek. "Heute jedoch übernehmen die Männer mehr Verantwortung." Kürzlich erzählte ein türkischer Bräutigam, seine Frau sei noch Jungfrau. Von Vlasek wollte er wissen, wie er sich in ihrer ersten gemeinsamen Nacht verhalten soll, um ihr nicht wehzutun. "Das alles sind für mich Zeichen, dass sich das Männerbild in diesen Bevölkerungsschichten ändert."

Vlasek hat sich gerade eine Scheibe Brot heruntergeschnitten und schon läutet es wieder. Diesmal eine Frau, der die Nahrung für ihr Baby ausgegangen ist. Solche Engpässe bei jungen Familien beobachtet sie immer wieder, sagt sie. "Nahrung, Windeln, die Leute teilen sich kaum noch was ein und sorgen einfach nicht vor." Noch vor 15 Jahren habe man das mehr gemacht, aber "heute wollen viele ohne Aufwand rund um die Uhr versorgt sein." Einst hätte Vlasek auch in den Nachtdiensten mehr gröbere Notfälle als heute erlebt, "früher ist man freitags noch schnell zum Arzt gegangen, wenn man gesehen hat, das Kind kränkelt".

Gegen Mitternacht wird es ruhiger. Jetzt legt sich Vlasek in ihr Kämmerlein, bleibt aber nicht lange dort. Gerade als sie ein wenig eindöst, heult die Klingel auf. Immer wieder wird sie aus dem Schlaf gerissen werden. Zum Beispiel von einer Schwangeren, die um vier Uhr morgens wissen will, ob sie ein bestimmtes Spray verwenden darf.

In der Früh um acht Uhr zieht Andrea Vlasek ihre Stöckelschuhe an und geht auf die Straße. "Ich werde mich jetzt ein bisschen hinlegen", sagt sie. Ihre Wette hat sie auch gewonnen, sie ist über Nacht krank geworden.

Die Akte Hegestraße

Im Haus Nr. 46 wohnen Handwerker, Lehrer und Lebenskünstler. Der Altbau nahe dem Eppendorfer Baum ist nicht modern, aber die Miete ist niedrig. Dann kauft ein Investor das Gebäude. Er will neue Wohnungen bauen und dann verkaufen. Dafür müssen die Mieter weg. Die Mieter fühlen sich schikaniert. Der Kampf beginnt. Ein Kampf, der auch viel über Anspruch und Wirklichkeit von Wohnungspolitik aussagt. Ein Dossier von Jan Haarmeyer und Volker ter Haseborg (Text) sowie Marcelo Hernandez (Fotos)

Von Jan Haarmeyer und Volker ter Haseborg, Hamburger Abendblatt, 14.06.2013

Seit einigen Wochen gibt es jetzt diese neuen Ansagen der U-Bahn. Der Eppendorfer Baum hat eine besonders nette: "Nächste Haltestelle Eppendorfer Baum. Wenn Sie's schön haben wollen, steigen Sie hier aus." Der Ansager zieht das Wort "schön" ein wenig in die Länge, sodass jeder versteht: Hier kann nicht jeder wohnen. Eigentlich ist damit alles gesagt. Also: aussteigen, die Treppen der U-Bahn-Haltestelle runter, rüber auf die andere Seite des Eppendorfer Baums. In der Boutique für Damen mit Anspruch kostet der rote Blazer 690 Euro. Unter der Eppendorfer Brücke paddeln Familien mit ihren Kanus auf dem Isebekkanal. Oben, im Schaufenster eines Einrichtungshauses, wird eine Liane feilgeboten. Was auch immer man damit machen soll: Sie kostet 599 Euro. Links geht es ab in die Hegestraße, die Fassaden der sanierten Altbauten leuchten in satten Farben.

Aber im Innenhof, hinter den Hausnummern 44 und 48, hinter einem Feinkostladen und einer weiteren Boutique, versteckt sich ein Haus, das es hier in bester Hamburger Lage nicht mehr geben soll. Die Hegestraße 46 besteht aus sechs Gebäuden, a bis f, es gibt zwei Seitengebäude und ein Rückgebäude, das nach hinten zum Isebekkanal rausgeht. Die Farbe der Fassaden blättert ab. Die Figuren, die die Fassaden verzieren, bröckeln vor sich hin. Die meisten Balkone sind leer, weil in den Räumen dahinter niemand mehr wohnt.

Helga Dohms wohnt in der Hegestraße 46d, zweiter Stock links. Sie schließt unten die Haustür auf, die Treppen steigt die 82-Jährige langsam hinauf, die Beine. Aber der Aufstieg durch das modrige Treppenhaus lohnt sich, sagt sie. Oben angekommen, führt sie stolz durch ihre Wohnung. Zweieinhalb Zimmer, 43 Quadratmeter, 300 Euro warm. Zwei der

Zimmer gehen zum Kanal raus: ihr "Balkonzimmer" und ihr Schlafzimmer. Dohms tritt auf den Balkon und atmet tief durch. "Ich wohne am Canal Grande", sagt sie und lacht.

Im Winter flitzen die Schlittschuhläufer an ihrem Balkon vorbei, im Sommer rauschen die Drachenboote vorüber. Neulich zeigte sich ein Gänse-Paar, mit 13 Jungen.

Als Helga Dohms im Jahr 1962 in die Hegestraße zog, war es hier nicht schön. Nebenan befand sich eine Bäckerei, der Dunst der Backöfen zog in ihre Wohnung. Sie und ihr Mann Wolfgang mussten vor Mitternacht ins Bett, sonst hätte der Lärm der Backstuben das Einschlafen verhindert. Dass die Wohnung zum Isebekkanal rausging, war damals kein Standortvorteil. Das Gewässer war so schmutzig, dass es von allen nur der "Schwarze Kanal" genannt wurde. Geweint hat sie damals, weil sie hier nicht wohnen wollte. Und doch musste sie froh sein, dass sie und ihre junge Familie damals überhaupt eine Wohnung hatten. Ihre alte Wohnung auf Finkenwerder war abgesoffen, die Flut hatte sie weggespült. Die Wohnung in der Hegestraße bekamen die Dohms nur, weil sie den Hauswart-Posten übernahmen. Ihre Tochter war damals zehn und konnte auf das Gymnasium in der Curschmannstraße gehen. Ihr Sohn war vier, in der klammen Wohnung auf Finkenwerder hatte er eine Lungenentzündung bekommen, in der Hegestraße ging es ihm besser. Und so war die Familie zufrieden mit ihrer kleinen Wohnung für 50 Mark im Monat.

Die Zeiten änderten sich. Der Kanal wurde sauber, die Bäckerei zog aus. Und aus Eppendorf wurde ein anderes Stadtviertel. Aber Familie Dohms behielt ihr günstiges Zuhause.

Wolfgang Dohms hat die Gasheizung eingebaut, die Einbauküche, die Dusche. Und als er 1984 an Krebs starb, gab Helga Dohms noch einmal Geld aus für neue Fenster und einen neuen Teppich. Schließlich sollte das hier ihr Alterssitz sein. Sie ist dreifache Oma, zweifache Ur-Oma. Ihre Tochter wohnt um die Ecke, und von ihrem Balkon konnte sie ihrem Enkelsohn beim Hamburg-Marathon zuwinken. "Diese Wohnung war ein Segen für mich", sagt sie. Sie spricht schon in der Vergangenheitsform.

Das Kündigungsschreiben ist datiert auf den 1. August 2012. Es kam per Kurier. Nicht nur Helga Dohms hat das Schreiben bekommen, auch alle ihre Nachbarn, deren Wohnungen ähnlich geschnitten und groß sind. Also die Mieter, die noch in den 36 Wohnungen an der Hegestraße 46 wohnen. "Für unsere Mandantin besteht ein überwiegendes berechtigtes

Interesse an der Beendigung des Mietverhältnisses, da sie anderenfalls an einer angemessenen wirtschaftlichen Verwertung des Grundstückes gehindert ist und bei einer Fortsetzung des Mietverhältnisses dadurch erhebliche Nachteile erleiden würde", schrieben die Anwälte ihres Vermieters. "Verwertungskündigung" nennt sich das. Ein Wort wie gemacht für unsere gierige Zeit. Helga Dohms verstand das Schreiben so: Sie ist es nicht mehr wert, in ihrer Wohnung mit Blick auf den Kanal zu leben.

Die Kündigungsfrist läuft am 31. Juli ab. Seit dem August des vergangenen Jahres schläft Helga Dohms schlecht. Woanders wohnen als in den Räumen, in denen sie jetzt seit mehr als einem halben Jahrhundert lebt? "Das kann ich nicht", sagt sie.

Der Eigentümer der Hegestraße 46 hat seine Büroräume zwei Kilometer entfernt in einer Altbauvilla in Winterhude. Der ältere Herr mit dem blauen Hemd und der Strickweste möchte reden, aber seinen Namen und sein Foto nicht in der Zeitung sehen. Sein Geschäft ist leise, nicht mal einen Internetauftritt hat seine Firma. Der Eigentümer kauft Wohnungen auf, saniert sie und verkauft sie. Mit Gewinn. Deshalb hat er auch die Hegestraße 46 im Jahr 2009 erworben. Die Flurstücke 01122 und 01123 in der Gemarkung Eppendorf. Ein marodes Gebäude auf einem Filet-Grundstück. Für ihn ist ein Haus ein kaufmännisches Objekt. Vermieten bringt zu wenig Rendite.

Zum Gespräch hat der Eigentümer zwei Anwälte mitgebracht. Der Eigentümer legt drei große Papierbögen auf den Tisch. Auf den Entwürfen strahlt die Fassade der Hegestraße 46 in sattem Ocker. Das Dachgeschoss wird ausgebaut, die Wohnungen der Mieter abgerissen. Die historische Fassade soll erhalten bleiben, der Grundriss auch. Neue Wohnungen sollen entstehen: Aus 36 kleinen werden 24 - die kleinste 38 Quadratmeter, die größte 170 Quadratmeter. Eigentumswohnungen nicht nur für Singles, sondern auch für Familien. "Wir können sofort anfangen", sagt er. Wenn die Mieter nicht wären. Acht sind es noch, sagt er. Sie wollen nicht gehen. "Ich will nicht Wohnungen vernichten, sondern retten. Die Mieter hindern uns daran."

Das ist der Konflikt. Auf der einen Seite die alte Witwe und ihre Nachbarn, die ausziehen sollen. Auf der anderen Seite der Investor, der Geld verdienen will - und jetzt Räumungsklagen gegen die Mieter vorbereitet.

Doch der Konflikt hat sich ausgeweitet. Auch die Mieter haben Anwälte engagiert, die Mieterverbände sind in Stellung gebracht. So weit ist es ein Kampf der Juristen, es geht um das starke deutsche Mietrecht im Spannungsverhältnis zum Recht auf Eigentum. Ein Häuser-Kampf, der die Gerichte lange beschäftigen kann.

Es geht aber auch um das große Ganze: Wie wollen wir leben? Und wer darf bestimmen, wo wir leben und aus welchen Bewohnern sich unsere Stadtviertel zusammensetzen? Die Politik? Der Markt? Die Bürger? In die Debatte haben sich viele Wutbürger eingeschaltet. Sie stellen kritische Fragen: an das Bezirksamt Nord und die Bezirksversammlung, also an die Vertreter, die das Volk gewählt hat. Es geht um Fehler und Versäumnisse. Um politische Kultur.

Politiker versprechen "bezahlbaren Wohnraum", vor allem jetzt, im Wahljahr. Doch der Fall an der Hegestraße zeigt, dass der hehre Anspruch an der schönen Wirklichkeit im Stadtteil scheitert. Denn hier soll bezahlbarer Wohnraum vernichtet werden. Zumindest das ist unstrittig.

Genau wie die Tatsache, dass über Jahre Wohnraum nicht genutzt wurde: Viele Wohnungen an der Hegestraße Nr. 46 standen leer - und das Bezirksamt unternahm nichts. Obwohl die Behörde den Wohnraum schützen und Vermieter bestrafen muss, die Wohnungen lange leer stehen lassen. Stattdessen wurden Genehmigungen für den Eigentümer erteilt, obwohl es Zweifel gibt, ob diese überhaupt erteilt werden durften.

Die gute alte Zeit

Gebaut wurden die Häuser an der Hegestraße 46 im Jahr 1891. Heute scheint es so, als ob seitdem nicht viel an den Gebäuden gemacht wurde. Bis zum Verkauf gehörten nicht nur die Hegestraße 46, sondern auch die beiden Vorderhäuser mit den Nummern 44 und 48 einer Erbengemeinschaft. Mit der Zeit gab es immer mehr Erben, und damit auch mehr Interessen. Das wichtigste Interesse: Geld verdienen. Eher von geringerer Priorität: in die Gebäude investieren. Die Erben waren offenbar zufrieden mit den Mieteinnahmen. Vielleicht muss man es so sehen: Die Bewohner zahlten eine vergleichsweise geringe Miete, dafür investierten sie selbst in ihre vier Wände. Das war der Deal. Mit dem Ergebnis, dass die Mieter gefühlt in Eigentumswohnungen lebten.

1962 zog Helga Dohms ein. 1964 Makbule Can, die Gastarbeiterin aus der Türkei. Makbule Can wohnte damals bei einer alten Frau, die ihr ein Zimmer untervermietete - für 50 Mark, dafür musste Can die Zweieinhalbzimmerwohnung putzen und für die alte Dame einkaufen gehen. 50 Mark - das war die gesamte Miete für die Wohnung. Aber Frau Can war froh, überhaupt eine Wohnung zu haben. Als die alte Frau starb, konnte Makbule Can in der Hegestraße 46b, zweiter Stock rechts, bleiben. Sie holte ihre beiden Kinder aus der Türkei nach Hamburg, die sie alleine großzog. Sie machte sich die Wohnung schön, verlegte Teppiche, baute eine Badewanne in die Speisekammer. Und sie integrierte sich hier, in Eppendorf. Heute ist Makbule Can 78 Jahre alt. Ihr Deutsch ist mit den Jahren perfekt geworden, ihre Beine tragen sie nicht mehr so perfekt, sagt sie. Sie hat rund um die Hegestraße ihre Ärzte, ihre Bekannten, ihre Einkaufsläden. "Ich habe immer hier gelebt", sagt sie. "Zwei Straßen weiter ist für mich schon Ausland."

Im Jahr 1978 zog Corinna Thomssen in die Hegestraße 46c, erster Stock rechts. Dass der Eigentümer sich nicht so recht um sein Wohnhaus kümmerte, machte Thomssen nichts aus. "Die haben uns leben lassen. Hier war Anarchie. Jeder hat gemacht, was er wollte", sagt sie heute. Also verlegte sie Parkett, Fliesen, baute Türen ein. Klar: Eppendorf war schon in den 70er- und 80er-Jahren kein Arbeiterviertel. Aber die Hegestraße 46 war immer eine Ausnahme, sagt Corinna Thomssen, heute 59 Jahre alt. Hier wohnten Studenten, Handwerker, Kulturschaffende, Lehrer, alte Menschen.

1984 zog auch Martin Schneider ein. Er heißt in dieser Geschichte so, aber im richtigen Leben anders. Warum sein Name in dieser Geschichte geändert wurde, wird später noch wichtig. Schneider ist Handwerker, er zahlt für seine Wohnung 233 Euro warm, hat sie ebenfalls selbst ausgebaut. Sogar einen kleinen Kamin baute er ein.

Im Jahr 2000 zogen Andreas Ster und Iris Grabig ein: Ster wohnt in der 46e, zweiter Stock links, Grabig 46f, Erdgeschoss links. 2001 zog Maggi Willer in die Nummer 46a, Erdgeschoss links. 2006 kamen Siegrid Spiering in die Nummer 46f, zweiter Stock links, und Gerd Schreiner in die 46e, erster Stock links.

Ein Mittwoch Ende Mai. Maggi Willer hat die Nachbarn zusammengerufen, fast alle sind gekommen. Die Front muss stehen. Noch steht sie.

Vor der Tür dämmert Willers Bearded Collie Balou vor sich hin, drinnen wird es emotional. Maggi Willer hat ihre Fotos herausgeholt, Fotos vom Innenhof, wie er einmal war. Die gute alte Zeit. Damals haben sie Blumentöpfe und Sitzgruppen in den Hof gestellt. Sogar einen Rosenbogen, Statuen und einen kleinen beleuchteten Springbrunnen gab es. Der Innenhof war ihr gemeinsames Wohnzimmer. Hier feierten sie Geburtstage, hier saßen sie abends zusammen, bauten eine Leinwand auf und guckten Fußball-WM. Auch eine Hochzeit wurde hier gefeiert. Touristengruppen wurden durch ihren Innenhof geführt. "Es war so schön", sagt Maggi Willer, die die Idee für den grünen Innenhof hatte. Sie schüttelt den Kopf und schaut aus dem Fenster. Wo früher Dahlien wuchsen, ist nur noch der kalte Beton zu sehen.

Der neue Eigentümer

Es sorgte nur kurzzeitig für Unruhe, dass das Gebäude am 1. Mai 2009 einen neuen Eigentümer bekam. Dann wurde es wieder ruhig. Der neue Eigentümer bezahlte 4,7 Millionen Euro für die Gebäude Hegestraße 44, 46 und 48.

Den Mietern aus der Nummer 46 teilte er mit, dass er die Gebäude sanieren werde. Schließlich standen schon zum Zeitpunkt des Verkaufes einige Wohnungen leer. Er schrieb: "Die Eigentümer sind daran interessiert, die vorhandene Bausubstanz weitgehend zu erhalten." Die Mieter sollten bleiben - sie hätten schließlich ordentliche Mietverträge. Der Sommer 2009 sollte der letzte im Innenhof sein. "Wir haben uns einlullen lassen", sagt Iris Grabig heute. Es begann die Vertreibung aus dem Paradies.

Am 19. Oktober 2009, fünf Monate nach dem Verkauf, forderte der neue Eigentümer die Mieter auf, den Innenhof zu räumen. "Pflanzkübel, Blumentöpfe und andere Gegenstände" sollten weg. Er wolle ihre Gebäude an das Fernwärmenetz anschließen. Weil der Eigentümer auch mit einer kostenpflichtigen Entfernung der Pflanzen drohte, bauten die Mieter ihr grünes Wohnzimmer ab.

Doch die Fernwärme kam nicht in die Gebäude im Hinterhof, nur die Mieter in den Vorderhäusern der Nummern 44 und 48 konnten sich darüber freuen.

Den Innenhof neu anlegen wollte Maggi Willer nicht: Die Pflanzen waren teuer. Dem Eigentümer traut sie zu, dass er die Pflanzen verschwinden lässt - und dafür auch noch Geld

will. Willer pflanzte die Trauerweide auf das Grab ihrer Mutter. Ein paar Blumenkübel stehen noch hinterm Haus.

Misstrauisch wurden die Mieter spätestens, als sie sahen, was mit leer stehenden Wohnungen passierte. Diese wurden nicht etwa für neue Mieter saniert. Im Gegenteil.

Was im Einzelnen geschah, haben die Mieter akribisch notiert. Auszüge aus ihrem Protokoll der Zerstörung: "Hegestr. 46a, EG re.: Totale Sanierung 2005/2006, Einbau einer Gasheizung, neue Elektrik, neues Bad, neue Küche. Nach dem Auszug der letzten Mieterin (...) 2010 wurde die Wohnung (...) total zerstört, die Heizung herausgenommen, die Fußböden herausgenommen und alle Wände zerschlagen."

Oder Hegestr. 46f, 2. OG re.: "Die Wohnung steht seit 2007 leer und ist danach (...) zerstört worden." Oder 46a, 1. OG li.: "Diese Wohnung, die ab 2004 leer stand, wurde total zerstört."

Im Protokoll stehen noch mehr Beispiele. Für die Mieter ist klar: Der neue Eigentümer hat die Wohnungen absichtlich unbewohnbar gemacht. Die Gebäude sollten mieterfrei werden. Es sollte hier nicht mehr lebenswert sein.

In den Wohnungen der verbliebenen Mieter wurde es ungemütlich. An den Wänden bildeten sich feuchte Stellen, Schimmel. Immer mehr Mieter zogen aus. In den bewohnten Räumen wurde es kalt, weil nebenan, drüber und drunter nicht mehr geheizt wurde. Die Kosten für Strom und Gas stiegen. Die Fenster in den zerstörten Wohnungen standen angeblich im Winter und im Sommer offen, der Schimmel sollte sich nach Auffassung der Mieter ausbreiten.

Der Raum, der einmal Makbule Cans Schlafzimmer war, steht jetzt leer. Sie schläft im Wohnzimmer, dort steht ein Gasofen. "Wenn andere schlafen gehen, ziehen sie sich aus", sagt Makbule Can. Wenn sie ins Bett geht, zieht sie eine Jacke und dicke Socken an.

Andreas Ster aus 46e berichtet, dass sein Nachtspeicherofen plötzlich kaputt war. Später stellte sich heraus, dass jemand mutwillig die Plombe der Sicherung im Treppenhaus aufgebrochen und den Sicherungsschalter von Sters Wohnung umgelegt hatte.

Iris Grabig aus der 46f erzählt, dass ihre Heizung neun Monate lang immer wieder kaputt war. Sie stellte schließlich selbst einen Heizlüfter auf. Und dann sei da noch der

Putztrupp, sagt Grabig. Eigentlich sollen die Putzkräfte die Treppenhäuser sauber halten. In Wahrheit kippen sie Wasser gegen die Wände, um die Substanz der Gebäude noch mehr zu zerstören, sagen die Bewohner. Iris Grabig führt in ihr Treppenhaus. Die Wand, hinter der sich ihr Wohnzimmer befindet, ist nass, die Tapete wellt sich. "Gestern war der Putztrupp wieder da", sagt Grabig.

Helga Dohms berichtet von einem Gespräch mit einer Mitarbeiterin des Eigentümers. Diese habe von den vielen Treppen gesprochen, die Dohms jeden Tag bewältigen müsse. Und von dem Staub und dem jahrelangen Lärm einer möglichen Baustelle. Das sei nichts für eine alte Dame. Und dann bot sie ihr eine Wohnung in einem Wohnstift an, altersgerecht. Frau Dohms lehnte ab und verbat sich weitere Gespräche. Warum denn, fragte die Mitarbeiterin. "Weil Sie meine Feindin sind und meinen Lebensabend zerstören wollen", sagte Helga Dohms.

An den Klingelschildern der Häuser stehen heute die Namen derer, die hier einst gewohnt haben. Einige sind ausgezogen, weil sie sowieso in eine andere Stadt ziehen wollten. Bei anderen hat der Eigentümer nachgeholfen. Dass der Eigentümer nachgeholfen hat, ist unstrittig. Streit gibt es um die Frage, wie er nachgeholfen hat. Denn wenn er die Mieter gemobbt hat, ihnen das Wohnen zur Hölle gemacht hat, dann hat er sich strafbar gemacht. Experten sprechen von "Entmieten".

"Die Mieter sind von selbst ausgezogen. Wir haben nicht gedrängelt", sagt der Eigentümer. Seine Version geht so: Ja, seine Mitarbeiter haben den Bewohnern damals gesagt, dass sie bleiben könnten. Aber etwa ein Jahr nach dem Kauf habe er gemerkt, was für eine Immobilie er da gekauft habe: "totale Rummelbuden". Das Haus sei aus Holz gebaut, nur das Äußere aus Stein. Das Holz sei faul, Mauern beschädigt, überall breite sich Hausschwamm aus, die Decken drohten einzustürzen. Immer größere Schäden seien zum Vorschein gekommen. Der einzige Weg für ihn: die "General-Modernisierung", die nur an einem leeren Haus durchgeführt werden kann. Das habe er seinen Mietern bereits vor der Kündigung gesagt.

Seine Bauarbeiter hätten "von Schädlingen befallene Böden" aus den leer stehenden Wohnungen entfernt, damit die Fäulnis nicht weiter vordringt und die Decken nicht einstürzen. Der Eigentümer erzählt von seinem Hausmeister. Der wollte den Wasserzähler in

einer Wohnung im ersten Stock ablesen, der Fußboden unter ihm gab nach, der Mann schlug im Erdgeschoss auf, brach sich das Rückgrat. Fernwärme wäre mit den maroden und einsturzgefährdeten Böden und Decken ohnehin nicht zu machen gewesen. Dass er die Wohnungen absichtlich verkommen lässt, bezeichnet der Eigentümer als Quatsch. "Die leeren Wohnungen waren nicht mehr zu vermieten."

Richtig sei auch, dass seine Mitarbeiter sich um die älteren Menschen im Objekt gekümmert hätten. Andere hätten das Angebot, in Stiftswohnungen zu ziehen, auch angenommen. Dass Frau Dohms und Frau Can das Angebot ausschlagen, kann er nicht verstehen. Dass seine Mitarbeiter Druck auf sie ausgeübt haben sollen, weist er zurück. Man gehe "freundlich und liebevoll mit den alten Menschen um".

Es steht das Wort der Mieter gegen das Wort des Eigentümers.

Bis zum August 2012 dachten die Mieter, alles könnte noch gut werden. Dann kam die Kündigung. Der Eigentümer will seine Mieter nicht rausschmeißen, weil sie gegen ihre vertraglichen Pflichten verstoßen haben, und auch nicht, weil er Eigenbedarf anmeldet. Er nutzt die dritte und außergewöhnlichste Variante des Bürgerlichen Gesetzbuches: die Verwertungskündigung. Ihrem Schriftsatz fügten die Anwälte ein Gutachten bei, das der Eigentümer in Auftrag gegeben hatte. Darin werden drei Szenarien durchgerechnet: die Rendite im Fall einer "Minimalsanierung", die Rendite im Fall einer "Vollsanierung und Modernisierung aller Bereiche" und die Rendite für den teilweisen Abbruch, Wiederaufbau und Verkauf. Die "Verwertungsperspektive C" ist natürlich die wirtschaftlichste. Das Gutachten bezifferte den Verkaufserlös auf 11,3 Millionen Euro.

Ob der Eigentümer mit seiner Verwertungskündigung durchkommt, ist unklar. Die Hürden für eine solche Kündigung sind durch Urteile des Bundesgerichtshofs hoch. Der Eigentümer muss nachweisen, dass eine Renovierung total unwirtschaftlich ist. Und dass der einzige Weg der Teilabriss und die Modernisierung des - dann von den Mietern befreiten - Gebäudes ist. "Eine Verwertungskündigung ist nur im Extremfall möglich", sagt der Bielefelder Jura-Professor Markus Artz, Experte für Mietrecht.

Rolf Bosse vom Mieterverein sieht diese Kündigungsvariante nur als eine Art "Not-Ausgang" für Eigentümer: Wenn ein Eigentümer bankrott zu gehen droht, dürfe er seinen Mietern kündigen, wenn es eine andere Verwertungsmöglichkeit gebe. Bosse wirft dem

Eigentümer vor, selbst für den Zerfall gesorgt zu haben. "Es ist ein Unding, sich seiner Vermieterpflichten jahrelang zu entziehen und dann auch noch aus dieser Verletzung der Pflicht Vorteile ziehen zu wollen", kritisiert Bosse. Und im Verdacht, pleitezugehen, stehe der Eigentümer der Hegestraße 46 nicht. "Er interpretiert das Gesetz so, dass er jeden Mieter rausscheuchen kann, wenn er das Haus anders nutzen will." Bosse wird seit einigen Monaten immer wieder mit Verwertungskündigungen konfrontiert. Er sagt: "Diese Unverfrorenheit ist ein neues Phänomen."

Das Phänomen trifft einen bunten Haufen. Liebevoll-chaotisch ist vielleicht eine ganz passende Beschreibung für die verbliebenen Kämpfer vom Kanal. Sie haben lange stillgehalten - vielleicht auch, weil die Miete so günstig ist. Und weil sie an das Gute geglaubt haben. Doch als die Kündigung kam, redeten sie mit anderen Eppendorfern über ihr Problem. Sie merkten: Sie sind nicht allein. Es gibt Widerstand im Viertel, weil alte Häuser in der Eppendorfer Mitte, dem historischen Dorfkern, einem Neubau-Ensemble weichen sollen. Es gibt Widerstand gegen Neubaupläne von Luxuswohnungen in der Martinstraße. Dort sollen alte Mieter aus Stiftswohnungen an den Grandweg umgesiedelt werden. Auch dort gibt es Leerstand. Im vergangenen September hat sich die Bürgerinitiative "Wir sind Eppendorf" gegründet. Ihr Slogan: "Lasst das Dorf in Eppendorf". Die Truppe aus der Hegestraße und ihr Vermieter passen da gut rein, auch wenn das Streitobjekt streng genommen gar nicht in Eppendorf liegt, sondern in Hoheluft-Ost.

Götz von Grone und Bernd Vetter von der Bürgerinitiative versprochen Hilfe. Von Grone wurde so etwas wie der politische Anwalt der Mieter, Rechtsanwalt Vetter vertritt die Mieter vor Gericht. Die beiden haben Erfahrung im Kampf gegen Wohneigentümer: Sie wohnen an der Haynstraße 1, sie haben ihr Haus in den 70er-Jahren besetzt, um den Abriss zu verhindern, sie haben sich vor Gericht erfolgreich gegen ihre Kündigung gewehrt. Genau 40 Jahre ist das jetzt her, als ihr Kampf begann.

Für die Kampfgenossen an der Hegestraße setzten sie ein Flugblatt auf. Und plötzlich war sie da: die Frage nach der Verantwortung der Politik. Es ist eine der Schlüsselfragen in dieser Geschichte: Warum haben die verantwortlichen Politiker diese offensichtliche Vernichtung von preiswertem Wohnraum nicht verhindert?

Wohnungspolitik

Harald Rösler empfängt in seinem Amtszimmer, auf dem Tisch liegt die orangefarbene Akte mit dem Hamburg-Wappen und der Aufschrift "Hegestraße 46a-f". Der Leiter des Bezirksamts Hamburg-Nord wirkt ein wenig zerknirscht. "Wir hätten die Sache vielleicht noch sensibler handhaben müssen", sagt er.

Der Anspruch an sein Bezirksamt ist hoch: Seine Beamten müssen Tausende Bauanträge bearbeiten. Sie haben laut dem Hamburgischen Wohnraumschutzgesetz auch die Aufgabe, "auf die Instandsetzung, die Erfüllung von Mindestanforderungen und die ordnungsgemäße Nutzung von Wohnraum hinzuwirken und die dazu erforderlichen Maßnahmen zu treffen". Stehen Wohnungen leer, müssen sie einschreiten. Werden Wohnungen entmietet, sind sie auch zuständig.

Und immer soll es dabei transparent und demokratisch zugehen.

Rösler sagt, er habe von dem Fall Hegestraße Anfang April zum ersten Mal gehört. Am 11. April dieses Jahres fand im Großen Sitzungssaal der Bezirksversammlung an der Robert-Koch-Straße 17 die öffentliche Bürgerfragestunde statt. Götz von Grone von der Bürgerinitiative machte die Hegestraße 46 zum Thema. Das kann man heute im Protokoll der Sitzung nachlesen unter dem Punkt "Spekulationsobjekte Hegestraße 46a-f". Von Grone berichtete vom jahrelangen Leerstand. Und wollte wissen, ob die Pläne des Eigentümers dem Bezirksamt bekannt seien und ob es eine Baugenehmigung gebe. Und er fragte: "Was tut das Bezirksamt, um die Rechte der Mieter zu schützen?"

Im Bezirk Nord regiert die SPD. Ihr Fraktionschef Thomas Domres antwortete, dass er die Folgen für die Mieter bedauere, dass es juristisch aber keine Möglichkeit gebe, dies zu verhindern. Die Antwort des Bezirksamtsleiters Harald Rösler wird in dem Protokoll so wiedergegeben: "Herr Rösler erläutert, das Bezirksamt wird in der nächsten Sitzung des zuständigen Unterausschusses Bau das Projekt nochmals vorstellen. Es wird in diesem Zusammenhang auch geprüft, ob irgendwelche Versäumnisse vorliegen."

Der Unterausschuss Bau ist so etwas wie das Kontrollgremium des Bezirksamts. Vertreter aller Parteien sind dort vertreten. Die Idee dahinter: Das Volk, das die Bezirksabgeordneten gewählt hat, bekommt Einblick in wichtige oder strittige Bauprojekte.

Doch der Bauausschuss hat mit Transparenz gar nichts zu tun. Im Organigramm ist er als Anhängsel des Regionalausschusses Eppendorf/Winterhude versteckt. Und: Er tagt unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Die Begründung für die Geheimniskrämerei: Im Ausschuss gehe es um sensible Personendaten. In den Ausschuss kommen Neubauvorhaben und Änderungsbauten und "Vorhaben von öffentlichem Interesse". Ist aber auch egal - es bleibt ja ohnehin geheim. Rösler will jetzt den Kriterienkatalog für die Vorlage im Ausschuss überarbeiten und erweitern.

In einer Sache hat Rösler jedoch in der Bürgerfragestunde nicht ganz die Wahrheit gesagt. Nämlich als er sagte, dass sein Amt den Fall Hegestraße dem Bauausschuss "nochmals" vorstellen wollte. Denn: Der Fall war vorher nie im Bauausschuss gewesen. Warum nicht? Das Bezirksamt bemüht sich heute, den Chef aus der Schusslinie zu holen: "Da es sich lediglich um eine Sanierungsmaßnahme handelt, war keine zwingende Veranlassung für eine Vorstellung im Ausschuss gesehen worden. Gleiches gilt für die Unterrichtung des Bezirksamtsleiters."

Dass die Sache früher in den Bauausschuss gemusst hätte, will Rösler so nicht sagen. Er gibt folgendes Zitat zur Veröffentlichung frei: "Die Sache hätte dem Bauausschuss vorgestellt werden können."

Auch die Bauanträge für das Vorhaben des Eigentümers werfen Fragen auf. Die Linkspartei in der Bezirksversammlung zwang das Bezirksamt im Mai mittels einer Kleinen Anfrage, über die gestellten Bauanträge Auskunft zu geben. Ergebnis: Am 27. Februar 2012 hatte der Eigentümer einen Bauantrag im vereinfachten Verfahren für die Gebäude der Hegestraße 46a bis f gestellt. Am 21. Juni 2012 erteilte das Bezirksamt die Baugenehmigung.

Die Linken fragten weiter: Ob sich die Beamten denn ein Bild von der Lage gemacht hätten? In der Antwort auf die Anfrage steht: "Es haben Ortsbesichtigungen stattgefunden, die aber nicht dokumentiert wurden." Das Abendblatt hat beim Bezirksamt nachgefragt,

welche Gutachten die Beamten in ihre Entscheidungen miteinbezogen haben. Antwort: die beiden Gutachten, die im Auftrag des Eigentümers erstellt wurden.

Die Anfrage ergab auch, dass dem Eigentümer im Frühjahr noch eine wichtige Genehmigung gefehlt hat: Um sein Vorhaben umsetzen zu können, braucht der Eigentümer nämlich auch eine Zweckentfremdungsgenehmigung. Nur mit dieser Genehmigung darf er sein Haus leer stehen lassen. Und nachweislich stehen ja in seinen Gebäuden Wohnungen schon seit Jahren leer.

Trotzdem hatte er die Genehmigung nicht. Das fiel offenbar auch dem Bezirksamt auf, nachdem "hausintern recherchiert" worden war. "Um der Rechtslage zu entsprechen", wurde der Eigentümer aufgefordert, den Antrag zu stellen. Flugs ging am 15. Mai der Antrag des Eigentümers ein - und wurde nur sieben (!) Tage später genehmigt.

Für den Mieter-Anwalt Vetter ist das ein Skandal: "Das ganze wirkt wie eine rückwirkende Legalisierung des jahrelangen Leerstands. Der Eigentümer hat die Mieter betrogen, weil er seine Wohnungen vorsätzlich hat leer stehen lassen. Das war dem Bezirksamt bekannt. Und trotzdem hat es die Genehmigung erteilt. Das Bezirksamt, die SPD und der Eigentümer arbeiten Hand in Hand. Das wirkt wie geschmiert." Vetter wirft dem Bezirksamt "Rechtsverstöße" vor.

Die Bezirke stehen unter Druck: Der SPD-Senat hat mit ihnen 2011 einen "Vertrag für Hamburg" unterzeichnet. Das Ziel: Pro Jahr sollen 6000 Wohnungen gebaut werden. Das bedeutet: schnellere Genehmigungsverfahren. Der Senat wollte "mehr bezahlbaren Wohnraum in unserer Stadt" erreichen. Wohlgermerkt: An der Hegestraße 46 gibt es jetzt 36 bezahlbare Wohnungen - künftig nur 24, überwiegend teure.

Sogar eine Prämie für die Bezirksversammlung hat Bürgermeister Olaf Scholz (SPD) ausgelobt. Pro genehmigter Wohnung 250 Euro, die Ausschüttungsobergrenze liegt bei 1,5 Millionen Euro pro Jahr.

Im vergangenen Jahr wurden im Bezirk Nord 1517 Bauanträge gestellt. 26 Mitarbeiter sind für die Bearbeitung zuständig - sie müssen Gutachten lesen, sich ein Bild von den Bauvorhaben machen, genehmigen oder ablehnen. Im Zuge der Wohnungsoffensive des Senats gab es im Bezirk Nord gerade mal eine zusätzliche Kraft.

"Warum haben sich die Mieter nicht vorher ans Bezirksamt gewandt?", fragt Bezirksamtsleiter Rösler. Dann hätten seine Mitarbeiter den Entmietungs-Vorwürfen nachgehen können.

Seinen Mitarbeitern ist dann doch noch aufgefallen, dass an der Hegestraße 46 einige Wohnungen leer stehen. Im Juli 2012 war das, als der Leerstand schon viele Jahre vorlag. Warum hat das Bezirksamt auch nach Bekanntwerden, also fast ein Jahr lang, nichts getan? Das Bezirksamt teilt mit: "Nach dem schlüssigen Vortrag des Grundeigentümers konnte davon ausgegangen werden, dass weder ein Abriss und die Schaffung von Luxuswohnraum beabsichtigt waren, noch den aktuellen Eigentümern eine vorsätzlich unterlassene Instandsetzung nachgewiesen werden kann." Bei ihrem Urteil verließen sich die Beamten also auf das, was ihnen der Eigentümer erzählte. Man kann das blauäugig nennen. Oder Überlastung: Der Bezirk Hamburg-Nord hat 168.000 Wohnungen. Für den Wohnraumschutz gibt es einen Mitarbeiter.

Thomas Domres hat in das SPD-Fraktionsbüro an der Martinstraße geladen. An der Wand hängt ein Porträt von Willy Brandt. Domres arbeitet als Briefträger in Eppendorf, kennt hier jeden. Er ist hier aufgewachsen, er ist Vorsitzender des Eppendorfer Bürgervereins. Mehr Eppendorf geht nicht. Seine Frau Anja Domres sitzt für die SPD in der Bürgerschaft. Sie hat ihr Büro an der Hegestraße 40, direkt neben dem Streitobjekt. Und doch wollen beide jahrelang nichts von dem Problem an der Hegestraße 46 gewusst haben.

Jetzt hat Domres lange über den Fall nachgedacht. Aber keine Lösung gefunden. "Das ist unerfreulich", sagt er. Unerfreulich? Domres denkt kurz nach. "Man könnte auch sagen: große Kacke." Aber der Eigentümer hat die Baugenehmigung - dagegen ist nichts zu machen. Da wäre auch ein Appell an den Eigentümer, seine Pläne zu verwerfen, einfach nur peinlich gewesen.

Als Kind ist Thomas Domres in Eppendorf zur Schule gegangen. Das Eppendorf von damals kannte keine schönen Boutiquen, keine teuren Restaurants, keine schmucken Läden. Durch die Eppendorfer Landstraße fuhr die Straßenbahn, Linie 18. Und irgendwann sang im Onkel Pö Udo Lindenberg, später wohnte Boris Becker nebenan. Mit der Zeit verschwand das Dorf. Die Wohnungen und die Autos wurden größer, die Handwerker weniger. Familie van der Vaart zog hierher, die Brüche verschwanden, die Häuser und die Menschen wurden

immer ähnlicher. "Homogenisierung" nennt Domres diesen Prozess. Er spricht von einem "dramatischen Strukturwandel, der dem Stadtteil nicht guttut".

Domres findet: "Die Politik muss ein schärferes Auge darauf richten, wenn Wohnungen verwahrlosen."

Aber kann die Politik nicht mehr tun, wenn Menschen beiseite geschoben werden? Für die Sternschanze gibt es eine soziale Erhaltungsverordnung. Die soziale Struktur der Wohnbevölkerung soll so geschützt werden. Teilabriss, Grundrissänderungen, Luxusmodernisierungen können verboten werden. Auch bei der Umwandlung von Mietwohnungen in Eigentum redet die Stadt mit. Wo es keine solche Verordnung gibt, ist die Umwandlung meist nur eine Formsache. Auf der Schanze soll verhindert werden, dass sich dort nur noch Gutverdiener ein Leben leisten können. Für die Gegend um den Eppendorfer Baum sei das nichts, sagt Domres. Er fragt: "Welche Schicht soll denn hier geschützt werden? Die alten Mieter an der Hegestraße schon, aber Sylvie van der Vaart auch?" Ihr Name fällt oft bei der Recherche. Aber könnte nicht auch die zugereiste Holländerin samt Rest-Familie völlig zu Recht behaupten: "Wir sind Eppendorf"?

Für Götz von Grone von der gleichnamigen Bürgerinitiative ist der Fall klar: Das Bezirksamt hat Fehler gemacht und diese vertuscht. Und die SPD, die Partei der Mieter, hat die Mieter aus der Hegestraße 46 im Stich gelassen. Überhaupt fühlt er sich von der Politik im Bezirk nicht ernst genommen. "Sie sehen uns als Belästigung und nicht als Bereicherung", sagt er.

Letztens hatte der SPD-Bundestagskandidat einen Stand im Wahlkreis aufgebaut. Das Thema Wohnen kommt ja gerade im Bundestagswahlkampf ganz groß raus. Jeder zweite Deutsche wohnt zur Miete. Das heißt: Die Zielgruppe ist groß. Alle Politiker in Berlin schimpfen plötzlich gegen Horror-Mieten, Verdrängung und Preistreibereien beim Mieterwechsel. Sogar Angela Merkel und ihre CDU wollen die Erhöhung der Miete begrenzen, wenn der Mieter wechselt. Die Idee hat sie von der SPD. Jetzt wollen die Sozialdemokraten das Feld zurückerobern.

Götz von Grone sagte also dem SPD-Bundestagskandidaten an dessen Stand, dass er ihn nicht wählen werde - wegen der Politik im Bezirk. Der Mann soll laut von Grone ziemlich bestürzt gewesen sein. "Der hat überhaupt keine Ahnung, was hier los ist", sagt er.

An einem Dienstagabend im Mai treffen sich 80 Bürger in der Aula der ehemaligen Wolfgang-Borchert-Schule an der Erikastraße. 19.30 Uhr. Der Saal ist voll. Es grummelt im Publikum. Es ist die dritte Bürgerversammlung innerhalb weniger Monate zum Thema: "Was passiert mit Eppendorf?" Eva Montano, Eigentümerin der Mexiko-Galerie, erzählt, dass sie nun nach 13 Jahren ihren Laden aufgeben muss. Das Haus in Eppendorf ist verkauft worden. "Es ist eine Katastrophe, mein Traum ist in kleine Stücke zerrissen worden", sagt sie.

Auch Siegrid Spiering aus der Hegestraße ist gekommen. Sie stellt sich vors Mikrofon und sagt: "Wenn man Häuser kauft, in denen Menschen wohnen, dann muss man sich überlegen, was mit den Menschen passiert, die da drinnen leben." Großer Applaus.

Das schöne Geld

Der Eigentümer spricht lieber über Grundrisse und Mauern als über Gefühle und Menschen. Und trotzdem: Was ist das für ein Gefühl, wenn man den Leuten sagen muss, sie sollen sich eine andere Wohnung suchen? "Keiner fühlt sich wohl, wenn er Menschen verpflanzen soll", sagt er. Und fragt gleichzeitig: "Sollen wegen einer Mieterin, die in ihrer Wohnung bleiben will, 30 Wohnungen nicht saniert werden?"

Noch sind es mehr als eine, die nicht weichen. Aber die Anzahl der Mieter, die um ihre Wohnung an der Hegestraße 46 kämpfen, ist weiter geschrumpft. Es ist Juni geworden. Zu acht sind sie noch, sechs von ihnen stehen an einem Sonntagnachmittag im Hof. Die Stimmung ist gedrückt. Die Mieter haben gerade erfahren, dass Martin Schneider, der im richtigen Leben anders heißt, sie verlassen wird. Vor einigen Tagen hat er noch gesagt, wie grausam er hier alles findet. Und er hat von einem "Alleingang" gesprochen, den er versuchen wollte.

Jetzt wissen seine Nachbarn, was er damit gemeint hat: Schneider zieht aus. Er hat Geld vom Eigentümer bekommen. Der Eigentümer hätte dem Abendblatt fast gesagt, wie viel ihm der Abgang wert war. Aber dann hat er es doch nicht gemacht. Das wäre vielleicht doch nicht so gut für Herrn Schneiders Ruf. Der Eigentümer hat gegrinst.

Iris Grabig ist sauer auf ihren Nachbarn: "Das hätte ich auch nicht anders von ihm erwartet. Den interessiert doch nur das Geld." Sie zeigt auf die Hausnummer 46b. Im Fenster im ersten Stock stehen noch Blumenvasen, das Rollo ist halb heruntergelassen. Ein

portugiesisches Ehepaar hatte da noch bis zum vergangenen Jahr gewohnt, die beiden waren Teil der lebendigen Nachbarschaft. Eines Morgens waren sie verschwunden. Haben ihre Koffer gepackt und sich über Nacht vom Hof gemacht. Auch sie haben Geld vom Eigentümer bekommen, sagen die Mieter. Genauso wie der Rentner, der in die Stiftswohnung gezogen war. Und die Lehrerin aus dem Haus von Helga Dohms. Sie zieht in den kommenden Tagen aus. Bei den Nachbarn ist die Frau unten durch. "Wir müssen doch zusammenhalten", sagt Corinna Thomssen.

Der Kampf um die Wohnung ist also so weit gekommen, dass jeder für sich selbst kämpft. Dem Eigentümer kann das nur recht sein. 48 Ersatzwohnungen habe er jedem der verbliebenen Mieter angeboten, sagt er. Einige hätten das gerne angenommen. Andere brauchten eben noch ein bisschen Geld zusätzlich.

Die Mieter sagen, die Wohnungen, die ihnen angeboten wurden, seien entweder kleiner, teurer oder draußen in Jenfeld oder Norderstedt gelegen.

Der Eigentümer sagt, dass die Mieter keinen Anspruch auf eine Wohnung mit Wasserblick hätten. "Wir wollen die Menschen nicht vom Eppendorfer Baum wegjagen. Aber es ist kein Naturrecht, dort zu wohnen."

Und auch das Argument, dass er günstigen Wohnraum vernichte, lässt er nicht gelten. Klar, die neuen Besitzer der Eigentumswohnungen oder deren Mieter zahlen einen stolzen Preis. Aber: "Für jede Wohnung, die gekauft wird, wird eine andere, günstige, frei."

Der Eigentümer sagt, dass die Mieter aus der Hegestraße schlecht beraten werden. Von diesem ehrgeizigen Herrn Bosse vom Mieterverein zum Beispiel. Der hätte sich auf einer Mieterversammlung hingestellt und den Menschen versprochen, für jeden Mieter seien 150.000 Euro Abfindung drin.

Auch von der Bürgerinitiative hält er nicht viel. Alles Alt-68er. Die Herren von Grone und Vetter machten aus allem einen Klassenkampf. "Eine Sanierung ist in deren Augen immer gleich eine Luxus-Sanierung Und dann ist man immer sofort der asoziale Ausbeuter und das Kapitalistenschwein", sagt er. Vor Kurzem hat er noch einmal einen Versuch unternommen, sich doch noch ohne langwierige Gerichtsprozesse von den Mietern zu trennen. Denn: Mit jedem Tag, an dem er nicht bauen kann, rückt die Rendite in weite Ferne. Die Belohnung für den Auszug hat er auf 20.000 Euro erhöht. Wer immer noch nicht

heraus will, für den hat der Eigentümer folgenden Vorschlag: Für die Zeit der Bauarbeiten sollen die Mieter raus. Danach könnten sie "eine Ersatzwohnung im Objekt zur Miete" erhalten. Die Miete solle zwischen zehn und elf Euro pro Quadratmeter betragen.

Für das Angebot infrage kommen wohl nur die geplanten Zweizimmerwohnungen im Erdgeschoss: 38 Quadratmeter, 418 Euro kalt. In den oberen Stockwerken, wo die meisten Mieter wohnen, soll es künftig nur Vierzimmerwohnungen geben. Die können sich die jetzigen Mieter nicht leisten.

Mieter-Anwalt Vetter hat das Angebot der Gegenseite abgelehnt: Die Kündigung sei unwirksam. Seine Mandanten wollen in ihrer Wohnung, ihrer Heimat, bleiben - und sonst nirgendwo.

Der Kampf geht also weiter. Die Mieter werden entweder den Angeboten des Eigentümers widerstehen oder doch irgendwann ausziehen. Helga Dohms und Makbule Can, den beiden Ältesten, geht es schlecht. Aber sie wollen weitermachen. Maggi Willer macht das alles sogar Spaß. Sie freut sich auf den Prozess, sie freut sich auf Protestaktionen. "Ich will, dass die Guten dieses Mal gewinnen", sagt sie. Die Bürgerinitiative hat Anzeige beim Bezirksamt gegen den Eigentümer erstattet: wegen Verstößen gegen das Hamburgische Wohnraumschutzgesetz.

Und die Politiker sind aufgewacht: Immer mehr Lokalpolitiker schauen an der Hegestraße 46 vorbei. Die Piratenpartei recherchiert, ob das Bezirksamt und der Eigentümer unter einer Decke stecken. Und Bezirksamtsleiter Harald Rösler verkündet: "Wenn die Vorwürfe gegen die Eigentümer hinsichtlich der Entmietung und mutwilligen Zerstörungen zuträfen, wäre das eine Sauerei. Deshalb führen wir jetzt entsprechende Ermittlungen durch."

Es geht auch anders. Dazu muss man den Hof der Hegestraße 46 verlassen und nach links abbiegen. Es geht vorbei an einem Netto-Markt und einer Tankstelle. Die Hegestraße 10a bis f ist auch ein Hinterhof - und sieht vom Bau her genauso aus wie die Hegestraße 46.

Die Fassade leuchtet freundlich weiß, der Innenhof ist grün, Sitzgruppen stehen dort, für die Grillfeste der Bewohner. Im Winter feiern sie im Partyraum im Vordergebäude, er wird ihnen kostenfrei zur Verfügung gestellt.

Die Gebäude gehören einer Erbengemeinschaft. Das Ziel: Das Objekt soll lange in Familienbesitz bleiben. Das geht nur, wenn investiert wird. Wird eine Wohnung frei, rücken sofort die Handwerker an. Aber nicht, um die Räume zu zerstören, sondern um sie zu sanieren. Jahr für Jahr geht das so. In diesen Tagen soll die Fassade neu gestrichen werden.

Alle 34 Wohnungen werden vermietet. Die Eigentümer haben widerstanden, die Gebäude zu verkaufen. Die Zweieinhalbzimmerwohnungen kosten im Schnitt 500 Euro warm - ein angemessener Preis für 45 Quadratmeter in dieser Lage.

Der Verwalter der Hegestraße 10 sagt, dass die Bewohner und die Eigentümer entsetzt seien über das, was an der Hegestraße 46 passiert. Und er berichtet, dass einige der Bewohner von drüben angefragt hätten, ob hier noch etwas frei sei. Er habe dann leider absagen müssen. Weil es so etwas Schönes am Eppendorfer Baum nicht mehr gibt.

Ist doch wahr

Restaurants und Städte, in denen er nie gewesen ist, Geschwister, die er nicht hat – manche Menschen können nicht anders als lügen. Pseudologie heißt die Krankheit. „Das macht einen wahnsinnig“, sagt eine Betroffene. Über den aufreibenden Weg, jegliches Vertrauen zu verlieren

Von Maris Hubschmid, Tagesspiegel, 24. 03. 2013

An dem Ecktisch, an dem Silke Schulz* jetzt sitzt, haben sie sich kennengelernt. In einer Kneipe in Kreuzberg, kein besonders szeniger Laden, dunkelgrüne Lederbänke, 0,33 Liter Bier für 2,40 Euro, Toast Hawaii für 3,00 Euro. Frank saß am anderen Ende des Raumes, erzählt Silke Schulz. Es ist viel Zuneigung in ihrer Stimme. Irgendwann habe er eine Blume aus einer Vase genommen und sei zu ihr herübergekommen. „Darf ich Ihnen diese Gerbera überreichen?“ „Sie kennen sich wohl aus mit Blumen“, antwortet sie. „Meine Eltern haben eine Gärtnerei“, sagt er.

So fängt alles an: mit einer Lüge.

Dreimal am Tag, so oft lügen die Deutschen im Durchschnitt. Männer etwas häufiger als Frauen, sagen wissenschaftliche Studien. Fast jedes zweite Mal, um sich Ärger zu ersparen, gelegentlich, um sich Vorteile zu verschaffen, jedes zehnte Mal aus reiner Bequemlichkeit, und manchmal auch, um geliebt zu werden. Und dann gibt es Menschen, die nicht anders können.

Der Mann, den Silke Schulz am 2. April 2008 heiratet, ist Verwaltungsfachwirt und kommt aus Greifswald. Seine Eltern führen eine kleine Gärtnerei. Sein Bruder kam noch zu DDR-Zeiten bei einem Autounfall ums Leben. Die Schwester wanderte nach Neuseeland aus. Jeden Dienstag spielt er mit seinen Kollegen Skat, ansonsten hat er keine festen Gewohnheiten. Als junger Erwachsener hat er bei einem Drittligisten sehr erfolgreich das Hockeytor gehütet.

Der Mann, den Silke Schulz jetzt verlassen will, ist arbeitslos und kommt aus Essen. Er ist Einzelkind und war nie in einem Sportverein. Vom Skatspiel kennt er nicht einmal die Regeln. Sein Vater ist Apotheker, die Mutter war Erzieherin. Es ist derselbe Mann, mit dem sie vor knapp fünf Jahren zum Standesamt gegangen ist. Aber er lügt, die ganze Zeit. Gemeinsam haben sie jetzt einen Sohn, Mäxchen.

„Ich liebe Frank“, sagt Silke Schulz, kräftige Statur, glatte, kinnlange Haare, rundliches Gesicht mit spitzer Nase. „Ich liebe Frank.“ Auf ihrem Schoß sitzt der blond gelockte Junge. Die Liebe und Mäxchen, das sind die beiden Gründe dafür, dass sie noch nicht gegangen ist, obwohl sie es schon hunderte Male hat tun wollen.

Das erste Mal, als sie erfuhr, dass ihr Mann bereits ein Kind aus einer vorherigen Beziehung hat. „Mäxchen war zwei Monate alt.“ Da findet sie unter einem Stapel Zeitschriften einen Brief, in dem es um Unterhaltszahlungen geht. „Er hat immer gesagt, dass es sich noch mit keiner Frau richtig angefühlt hat, dass er sich sehnlichst eine Familie wünscht.“ Dabei hat er schon drei Jahre Familienleben hinter sich, als er Silke trifft: Seine sechsjährige Tochter sieht er jeden Dienstag – immer dann, wenn er vorgibt, beim Skat zu sein.

Es sind Enttäuschungen wie diese, die Silke Schulz jetzt reden lassen. Darum hat sie sich auf eine Internet-Annonce hin gemeldet. Ob sie geglaubt habe, diesen Mann zu kennen, als sie Ja sagte? „Jemanden zu kennen, was heißt das schon“, sagt sie. Ein Jahr waren sie ein Paar, als er ihr einen Antrag machte. „Wir hatten eine gute Zeit.“ Frank war witzig, aufmerksam, liebevoll. Ihre Freundinnen sagten: Silke, du hast einen guten Fang gemacht. Als sie sich begegnen, ist sie 37, malt sich mehr für ihr Leben aus als ihre Arbeit bei einer Krankenkasse und allwöchentliche Abende mit ihren Mädels. Auch ihre Eltern mögen den „flotten Ossi“, erleben ihn als zuverlässig und hilfsbereit. „Und dann war er schließlich Beamter.“

Silke will mehr über Franks Kindheit im sozialistischen Deutschland erfahren. Er erfindet immer neue Details. Bis es aus der erlogenen Identität scheinbar kein Zurück mehr gibt. Aus ihrem ersten gemeinsamen Mallorca-Urlaub schicken sie Postkarten, auch an seine Eltern und seine Schwester. Sie unterschreibt. Wie sie in den folgenden Monaten und Jahren

noch viele Geburtstags- und Weihnachtskarten unterschreiben und auch erhalten wird, ohne je ein Gesicht dazu zu sehen.

Das Hochzeitsfoto, Trauung im kleinen Kreis: Sie im schulterfreien Kleid, er im dunkelblauen Anzug. Seine Schwester kann ihre Farm in Neuseeland nicht allein lassen, heißt es. Die Eltern bleiben mit Bronchitis zu Hause. „Ich habe all das nicht hinterfragt“, sagt Silke Schulz. Auch, weil ihr Bräutigam ein Meister der Inszenierung ist. Auf dem Geschenketisch steht am Morgen eine teure Blumenvase, Meissner Porzellan. Mit Glückwünschen seiner Eltern.

„Pseudologen“ werden unter Fachleuten Menschen genannt, bei denen das Lügen zwanghaft ist. Es ist noch nicht lange so, dass die Krankheit als solche anerkannt wird. Wesentlich dazu beigetragen hat der Berliner Psychiater Hans Stoffels. Er beschäftigt sich seit Jahren mit dem Phänomen. „Vielleicht tausend Fälle gibt es in Deutschland“, sagt er.

Vor einigen Wochen ist in Norddeutschland die Geschichte eines 77-Jährigen bekannt geworden, der sich jahrelang fälschlicherweise als Überlebender des KZs Buchenwald ausgegeben hat. Hans Stoffels hatte schon mit Menschen zu tun, die von sich behaupteten, am 11. September im World Trade Center gewesen zu sein. Fälle schwerer narzisstischer Persönlichkeitsstörung, aber nicht im eigentlichen Sinn Pseudologie, sagt er. Auf die ganz großen Lügen, Lebenslügen und Doppelleben, zielten echte Pseudologen gar nicht ab. Pseudologen sind keine Hochstapler, handeln nicht aus Geltungssucht. Sondern wie aus einem inneren Zwang. Sie sagen sehr oft, auch in ganz banalen Situationen, die Unwahrheit, und das „ohne nachvollziehbare Motivation“.

Die Lüge ist wie ein Schneeball: Je länger man ihn wälzt, desto größer wird er. Die großen Lügen übersieht Silke Schulz erstaunlich lange. Die kleinen Schwindeleien bemerkt sie wohl. Freunden gegenüber schwärmt Frank von Städten und Restaurants, in denen er nie gewesen sein kann. Mal sagt er „Deine Cousine lässt schön grüßen“, obwohl er nicht mit ihr gesprochen hat. Oder er berichtet von Einbrüchen und Begegnungen in der Nachbarschaft, die nicht stattgefunden haben. „Ich habe alles eingekauft“, sagt er, wenn sie von unterwegs anruft. Als sie nach Hause kommt, ist der Kühlschrank leer.

„Das macht einen wahnsinnig.“ Wie reagiert sie in solchen Situationen? Sie schreit ihn an. „Willst du mich verarschen?“ Er ist dann zahm wie ein Lamm, beschämt, manchmal

aber auch aufbrausend, flüchtet sich in weitere Ausreden, Lügen. Spannungen und Konflikte auszuhalten, das liege diesen Menschen nicht, sagt Hans Stoffels. Als Silke Schulz ihren Mann mit dem früheren Kind konfrontiert, sie hat feuchte Augen, als sie es berichtet, da habe er gesagt, „dass er den Moment verpasst habe, mir davon zu erzählen“. Tränenüberströmt packt sie ihre Koffer, weiß aber nicht, wohin. Es ist ihr zu peinlich, anderen davon zu erzählen.

Das zweite Mal, dass sie „an ihre Leidensgrenze kommt“, ist ein Valentinstag. „Er ist so wunderbar in solchen Dingen.“ Hat sie mit einem Strauß roter Rosen geweckt. „Und ich hatte den Tag ganz vergessen, Mäxchen hatte die Windpocken.“ Um sich zu revanchieren, organisiert sie einen Babysitter und kauft Kinokarten, will ihn direkt auf dem Amt überraschen. Doch als sie seinen Namen nennt, sagt der freundliche Herr am Empfang: „So einen haben wir hier nicht.“ Ihr Mann hat nie in der Behörde gearbeitet, verdient sein Geld als Kundenbetreuer in einem Vertriebsunternehmen. „Dabei haben wir uns zweimal in der Mittagspause vor dem Amt getroffen“, sagt sie. Er stand dann immer schon draußen und wartete.

Silke Schulz stößt in einem Internetforum auf den Begriff Pseudologie. Erst sei sie entsetzt gewesen – dann erleichtert. „Es war weniger verletzend, als ich es nicht mehr auf mich persönlich beziehen musste.“ „Verlass ihn“, raten diejenigen, die einander da im Schutz der Anonymität ihr Herz ausschütten. Aber Silke Schulz kämpft, stellt ihrem Mann eine Mappe zusammen mit alledem, was sie zum Thema gefunden hat. Dass es oft die besonders liebenswürdigen, empathiefähigen Menschen seien, die unter Pseudologie leiden, steht da, und: Der Pseudologe ist ein Verwandter des Künstlers. Aber auch, dass die Krankheit mit einem stabilen Sozial- und Berufsleben „weitgehend unvereinbar“ sei. „Ich will, dass du eine Therapie machst“, sagt sie Frank. Er willigt ein.

„Heilung gibt es nicht“, sagt Hans Stoffels. „In einer Therapie kann es nur darum gehen, mit der Krankheit umgehen zu lernen, die Angehörigen ins Boot zu holen.“

Weil es so wenige Fälle und eine hohe Dunkelziffer gibt, kommt die Forschung nur langsam voran. Wahr ist wohl, dass Pseudologen aus einer Art Schutzbedürfnis heraus handeln. In ihrer wahren Identität fühlen sie sich schwach und angreifbar. Die Gründe dafür

können vielseitig sein. Sich ihnen gesprächsweise anzunähern, ist nicht leicht – zu sehr ist der Pseudologe versucht, wieder drauflos zu spinnen.

Silkes Mann berichtet ihr, der Therapeut halte den plötzlichen Tod seines Bruders für das traumatisierende Erlebnis. Als er zu seiner dritten Therapiesitzung aufbricht, folgt sie ihm. Und sieht: Er geht nur spazieren. „Der Angehörige wird zum Kriminalkommissar“, sagt Hans Stoffels.

In einer letzten großen, vor allem emotionalen Anstrengung, erzählt sie, nimmt Silke Schulz Kontakt mit der Ex-Partnerin ihres Mannes auf. So erfährt sie von seinen wahren Familienumständen. Sie besucht seinen Vater in Essen. Der wusste nichts von Silke oder gar einem Mäxchen, obwohl Frank ihn schon zweimal besucht hat, seit er mit Silke zusammen ist. Wochenenden, an denen angeblich Ehemaligentreffen seiner Hockeymannschaft stattfanden.

Es ist spät geworden in der Kneipe. Mäxchen quengelt. Silke Schulz ist müde, packt die Info-Mappe ein, die sie mitgebracht hat. Steckt das Hochzeitsfoto zurück in ihr Portemonnaie.

Ob es möglich wäre, die Telefonnummer ihres Schwiegervaters in Essen zu bekommen, um mit ihm über die tatsächliche Kindheit ihres Mannes zu sprechen? Silke Schulz zögert. Sie will erst mit ihm Rücksprache halten.

Und reagiert dann wochenlang nicht auf Nachrichten.

Dann, kommentarlos: Eine Telefonnummer. Vorwahl 0201, für Essen. Der Anrufbeantworter springt an. Bitte sprechen Sie nach dem Piep. Der Rückruf kommt noch am selben Abend. Silke sei nicht seine Schwiegertochter, sondern seine leibliche Tochter, sagt der Mann am anderen Ende. Und eine ungeheuer liebenswerte Person. „Aber sie hat einen Knacks: Sie flunkert furchtbar viel zusammen. Man darf ihr nicht alles glauben.“ Silkes Mann ist vor kurzem ausgezogen, erzählt der Vater.

Der Mann, Frank, bestätigt am Telefon: Er hat es nicht mehr ausgehalten, ihre Lügen. Reden möchte er nicht. Nur so viel: „Was sie Ihnen erzählt hat, ist erstaunlich nah an der Wahrheit.“

Nur, dass es umgekehrt war.*Namen geändert.

Fluchtpunkt Görlitzer Park

Anwohner klagen, die Polizei fährt Razzien: Die Zahl der Dealer im Görlitzer Park in Berlin-Kreuzberg steigt. Es sind Flüchtlinge aus Afrika, junge Männer wie Ibrahim aus Mali.

Von Konrad Litschko, taz-Berlin, 31.08.2013

Ibrahim kennt Daniel Okine nicht. Noch nicht. Wenn Okine auch ihn ansprechen und fragen wird, was er gerade am meisten braucht, was wird er da antworten? Ibrahim zögert nicht lange. "Einen Job", sagt der junge Malier. Und welchen? Er schaut fragend. "Egal, einen Job, irgendeinen."

Ibrahim jobbt derzeit im Görlitzer Park. Von seinem Arbeitsplatz aus kann er weit auf das struppige Gras des Kreuzberger Parks blicken, auf die plaudernden Menschengruppchen, die Frisbeespieler, die Spaziergänger und Radfahrer. "Marihuana?", fragt Ibrahim diejenigen, die an ihm vorbeilaufen. Es klingt freundlich, er lächelt dabei. Manchmal formt er seine Finger, als ziehe er an einem Joint. Die Fußgänger aber blicken zu Boden, gehen weiter. Es läuft nicht gut an diesem Nachmittag.

Ibrahim sieht jung aus, auf seinen Augen liegt ein glasiger Schleier. Er trägt die Haare kurz, eine Trainingsjacke und eine zu große Armbanduhr. So wie viele hier. Anders als sie wirkt er fast schüchtern. Doch als ihn ein Mitstreiter anblafft, schimpft Ibrahim lautstark zurück. Wer im Görlitzer Park arbeitet, kann sich keine Schüchternheit erlauben.

Seit sechs Monaten ist Ibrahim im Park. Er ist damit Teil einer Debatte geworden, die seit Wochen um den Görli tobt. Als "Drogenumschlagplatz" titulierte ihn die Boulevardpresse. Bis zu 100 Dealer, sagt die Polizei, hielten sich täglich im Park auf. Tendenz steigend.

Innensenator Frank Henkel, der CDU-Mann, versprach mehr Polizeipräsenz. Das Bezirksparlament beriet am Mittwoch über einen Coffeeshop, in dem legal Cannabis

verkauft werden könnte. Die lokale CDU fordert einen Zaun, der nachts abgeschlossen wird. Und das Bezirksamt setzt nun auf Sozialarbeiter. Auf Daniel Okine und sein Team.

Ausgerechnet in Kreuzberg wird ein Park zum umkämpften Platz. Im Alternativbezirk, der sich stets größtmögliche Toleranz attestiert. Selbst liberale Anwohner klagen nun über die Masse an Dealern, über belagerte Parkeingänge, das aggressive Bewerben der Drogen. Viele tun es mit einem mulmigen Gefühl. Sie wissen, dass die, die sie kritisieren, nicht herkamen, um am Ende im Görli zu dealen. Und doch klagen sie: wegen der Kinder, wegen des gefühlt so unsicheren Parks.

Die Gegenseite steht sofort parat: Als Gentrifizierer schmähen sie die Sorgenträger. Mit einer Kundgebung demonstrierten Linke für die Dealer und gegen "rassistische Polizeikontrollen". Neben dem Park brannten vier Autos. Als Zeichen gegen den "rassistischen Bürgermob", wie es im Bekennerschreiben hieß.

Der Görlitzer Park, eine Toleranzprobe. Für diejenigen, über die jetzt alle reden, ist der Park aber mehr. Er ist letzter Zufluchtsort, ist Existenzgrundlage. Nur redet bisher niemand mit ihnen.

Das ist auch nicht einfach. "Paparazzi? Oh no, no!", sagt ein Afrikaner, der zuvor von einer Bank aus um Kunden warb. Er scheucht den Journalisten davon. Ein Mann aus Angola erzählt, er lebe im "Heim" in Dessau, sei nur heute hier und warte auf seine Freundin. Ein anderer Afrikaner am anderen Ende des Parks erzählt genau die gleiche Geschichte. Tage später sind beide wieder da.

Bei der Polizei heißt es, die Dealer seien fast ausnahmslos Afrikaner, fast alle in Asylverfahren oder in Duldung.

Nationalitäten nennt die Polizei nicht. Im Park aber geben sich vor allem Westafrikaner zu erkennen, die meisten sind aus dem Senegal oder dem Zwergenstaat Gambia. Auch aus Guinea, Mali und Nigeria kommen einige. Jede Landesgruppe hat ihren Platz: vor den Eingängen, im Mittelstreifen, an der Kuhle.

Wegen der Landsleute seien sie im Park, sagen sie. Um untereinander ihre lingua zu sprechen. Ibrahim räumt ein, dass er hier sei, um Geld zu verdienen. Auch er hat seine feste Ecke. Er ist dafür zuständig, potenzielle Kunden anzusprechen. Sind sie interessiert, leitet er

sie weiter zu den Verkäufern und bekommt einen Teil des Erlöses. Hat er genug Geld, kauft er sich selbst eines der durchsichtigen Plastiktütchen, 5 Gramm Cannabis für 25 Euro. Die Tütchen verkauft er für 35 Euro weiter, manchmal für mehr.

Anders als die anderen erzählt Ibrahim, der seinen richtigen Namen verschweigt, seine Geschichte. Überprüfen lässt sie sich nur schwer. "Scheiße" sei das mit den Drogen, sagt er. Eines seiner wenigen deutschen Wörter. "Zu viele Probleme." Aber er brauche das Geld, was soll er tun?

Vor zwei Jahren verlässt Ibrahim das westafrikanische Mali. 40.000 Einwohner hat seine Heimatstadt, sie liegt am Niger, lebt vom Handel am Fluss. Eine Schule hat Ibrahim nie besucht, er kann weder lesen noch schreiben. Sein Englisch hat er in Europa gelernt. So erzählt er es.

Warum ist er gegangen? "Weißt du, wie es in Mali ist?", entgegnet Ibrahim. Das Land gehört zu den ärmsten der Welt. 2012 durchlebt es einen Militärputsch und einen Aufstand islamistischer Rebellen, Hunderttausende fliehen. Ibrahim schlägt sich schon vor den Kämpfen nach Marokko durch, 4.000 Kilometer entfernt. Dann setzt er mit anderen in einem Boot nach Spanien über.

Er habe dort nach einem Job gesucht, erzählt Ibrahim. Doch ohne Papiere hat er keine Chance. In Deutschland sei es leichter, erzählen sich die Geflohenen. Also fährt Ibrahim nach Deutschland, landet in Hamburg. Dort wird er von der Polizei aufgegriffen. Sie bringen ihn nach Sachsen-Anhalt, in eine Flüchtlingsunterkunft. Doch auch dort bleibt Ibrahim nicht lange. Wieder folgt er den Gerüchten. In Berlin, heißt es im Heim, gebe es Arbeit. Ibrahim kauft sich eine Fahrkarte: Berlin, Alexanderplatz.

Doch Ibrahim findet keine Arbeit. Afrikaner, die er auf der Straße anspricht, vermitteln ihm zumindest einen Schlafplatz: die leer stehende Schule in der Ohlauer Straße in Kreuzberg, seit vergangenem Dezember von Flüchtlingen besetzt. Der Görli ist nur 100 Meter entfernt. Ibrahim geht in den Park, sieht die dealenden Afrikaner. Es dauert nur wenige Tage, da spricht er einen an. Seitdem ist er dabei.

Daniel Okine sitzt an einem kleinen Tisch auf dem Bürgersteig der Görlitzer Straße. Er habe mal in Italien Westafrikaner getroffen, erzählt er. "Selbst die haben mir vom Görlitzer Park erzählt, von den Drogen und der Freiheit." Okine schüttelt den Kopf, er lacht,

fassungslos. "Das kann doch nicht sein!" Der 47-Jährige ist ein gut gelaunter, freundlicher Mann. Seit vergangener Woche hat er eine unmögliche Aufgabe: Er soll den Görli befrieden.

Daniel Okine ist in Ghana geboren, seit vier Jahren Berliner. Er gehört zum afrodeutschen Joliba-Verein, der seinen Sitz gleich neben dem Görli hat. Mit drei weiteren Sozialarbeitern soll Okine in den nächsten drei Monaten durch den Park gehen und Afrikaner ansprechen. Er wird sie auf Hilfsangebote hinweisen und die Dealer unter ihnen um Zurückhaltung bei ihren Geschäften bitten.

Auch die Drogenhilfe Fixpunkt ist beteiligt. Der Bezirk finanziert das Projekt mit einem Mini-Etat von 4.000 Euro. "Wir müssen vorsichtig und höflich sein", sagt Okine. "Erst mal wollen wir einfach nur das Gespräch suchen und zuhören."

Manch einer hält den Ansatz für naiv. Aber vielleicht ist es der einzige, der funktioniert. Denn zuletzt hieß die Parole für den Görlitzer Park nur: Mehr Polizei.

So wie an einem Nachmittag vor zwei Wochen. Drei Stunden haben der Typ mit den Schlabberklamotten, die Frau mit den Kopfhörern und der Radfahrer den Park durchstreift. Plötzlich ziehen sie unweit des Cafés Edelweiß ihre Dienstmarken: "Polizei!"

Die Dealer rennen auseinander. Drei Einsatzwagen preschen in den Park. 16 Verdächtige können die Zivilpolizisten am Ende fassen. In Handschellen werden die Afrikaner vor die Wagen gestellt. Portemonnaies werden durchblättert, Handyschalen geöffnet. Drogenhunde schnüffeln durch die Gebüsche, 55 Tütchen mit Cannabis finden sie. "Habt ihr nichts Besseres zu tun?", blafft eine junge Parkbesucherin die Polizisten an.

Die kontrollierten Männer wirken dagegen gefasst, nur einer schimpft lautstark über eine Pressekamera. Die anderen lassen die Durchsuchungen wortlos über sich ergehen. Ein Mann erhält einen Haftbefehl, die 15 anderen müssen die Beamten wieder gehen lassen. Sie haben kein Cannabis bei sich oder weniger als die 15 Gramm, die als Eigenbedarf durchgehen. Ein Polizist erteilt einem Senegalesen mit Rastalocken noch einen Platzverweis, weil er als Asylbewerber in Halle gemeldet ist und laut Residenzpflicht gar nicht hier sein dürfte. "If we see you again, we arrest you, okay?" Der Kontrollierte nickt. Eine halbe Stunde später sitzt er wieder auf einer Bank im Park.

69 Drogenrazzien führte die Polizei seit Jahresbeginn im Görli durch, zuletzt zwei pro Woche. Im gesamten letzten Jahr waren es 75 Einsätze - und schon das galt als viel. Dass sich die Drogenprobleme mit den Razzien lösen ließen, glauben auch die Ermittler nicht. Und sie wissen, dass diejenigen, die sie im Park fassen, nur das Ende der Vertriebskette sind, das schwächste Glied, das sichtbarste. Auch an diesem Nachmittag stellen sie den gefassten Dealern einen Strafrabatt in Aussicht, wenn die ihre Lieferanten verraten. Keiner lässt sich darauf ein.

Es gibt kaum einen Afrikaner im Park, der keine Polizeikontrolle miterlebt hat. "So many razzia", echauffieren sich die Männer am Eingang Falckensteinstraße. Es sei doch kein Verbrechen, in einem Park zu sitzen. "Racist" sei das. Auch Ibrahim wurde schon von Polizisten kontrolliert. Drogen hatte er nicht dabei. Aber sein ganzes Geld, sagt er, hätten die Beamten beschlagnahmt, 400 Euro. Bei der Polizei heißt es, dies sei erlaubt, wenn es den Verdacht gebe, es handle sich um einen "Handelserlös", etwa durch eine "typische Stückelung".

Die Geschäfte gehen trotzdem weiter. Die Dealer haben sich auf die Razzien eingestellt, die meist dienstags und donnerstags drohten, heißt es, aber fast nie am Wochenende. Auf Fahrrädern halten einige Ausschau nach Polizisten. Am späten Mittag rollt eine Frau mit Kinderwagen durch den Park, steuert die Gruppen Afrikaner an. Sie lupft die Decke, löffelt aus Plastikeimern Reis und Fleischeintopf, den Teller für 5 Euro. Die Infrastruktur steht.

Die Nachfrage auch. In Reiseführern wird der Görli als charmanter "Antipark" beworben, Drogen inklusive. Neben Touristen gehören auch Anwohner zu den Kunden. "Hey, Alexander!", grüßt ein Jogger mit Halbglatze einen Dealer. Er komme später noch mal, nach dem Essen.

Das deutsche Asylrecht verbietet es Flüchtlingen, in den ersten 9 Monaten nach ihrer Ankunft zu arbeiten. Auch danach dürfen sie einen Job nur annehmen, wenn sich nicht "bevorrechtigte Arbeitnehmer" finden, Deutsche und EU-Bürger. 225 Euro monatlich erhielten die Asylsuchenden bis letztes Jahr für den Lebensunterhalt, inzwischen sind es Hartz-IV-Sätze.

Im Görli bekommen viele nicht mal das. Einige sind mit einem Touristenvisum hier, andere gänzlich Papierlose, eingereist aus Spanien oder Italien. Würden sie Asyl beantragen, drohte ihnen die sofortige Abschiebung ins europäische Ersteinreiseland. 214 Strafanzeigen erstattete die Polizei dieses Jahr nach ihren Razzien im Görlitzer Park. 62 davon wegen Aufenthaltsverstößen - des zweithäufigsten Vergehens nach 116 Delikten gegen das Betäubungsmittelgesetz.

Ibrahim hat ein Papier. Er holt einen zerknitterten Zettel aus der Hosentasche. Es ist von der Ausländerbehörde aus Sachsen-Anhalt. "Aufenthaltsgestattung", steht dort. Geboren in Mali, 17 Jahre alt. So hat es Ibrahim den Behörden erzählt. Er hofft, es hilft ihm im Asylverfahren. In Wirklichkeit, sagt Ibrahim, sei er 23. Die Aufenthaltsgenehmigung läuft noch bis Ende September. Was danach geschieht, weiß Ibrahim nicht.

Es sind Schicksale wie diese, die Daniel Okine darin bestärken, dass sich etwas ändern muss im Görli. Viele Afrikaner seien "really lost" im Park, sagt er. "Die Leute denken, das Dealen sei eine Lösung. Aber das ist es nicht. Irgendwann kommt die Polizei. Und was ist, wenn du krank wirst?" Zudem sei der Umgang der Dealer untereinander rauer geworden, hat Okine festgestellt. "Es gibt keine Limits mehr. Es sind einfach zu viele Leute."

Immer wieder sorgt die Konkurrenz auch für Gewalt. Anfang Juli attackierten sich zwei Männer mit Messern, einer wurde lebensgefährlich verletzt. Im letzten November wurde einem 19-Jährigen in einem Streit sein Ohr abgeschnitten. 2010 wurde ein 28-Jähriger aus Gambia im Park erstochen. "Die Leute werden verrückt hier", sagt ein Mann aus Angola, "zu viel Stress."

Auch deshalb geht Daniel Okine am vergangenen Mittwoch durch den Görli. Es ist seine dritte Tour. Joliba-Chefin Katharina Oguntoye begleitet ihn, eine Historikerin und Deutschnigerianerin. "Hallo, wie geht's?", spricht Okine einen Afrikaner an. "Wir helfen den Brüdern und Schwestern in der Diaspora. Ich komme aus Ghana und du?" Der skeptische Blick des Basecap-Trägers löst sich. "Gambia", antwortet er. Okine erzählt von der Sozialberatung bei Joliba, den Computerkursen, dem Deutschunterricht. Ah, Deutsch, sagt der Gambianer, daran sei er sehr interessiert. "I'll come." Okine strahlt. "Klasse", sagt Oguntoye.

Auf ihrer Tour haben beide auf einem Klemmbrett eine Tabelle dabei, notieren dort "Interessen" und "Berufswunsch". Dass die Sozialarbeiter keine Arbeit verteilen können, verstehen die wenigsten Angesprochenen. Später wollen Okine und Oguntoye den Dealern noch Postkarten in die Hand drücken. "Bitte keine Kinder ansprechen", steht darauf, und: "Bitte keine Gruppen vor den Eingängen bilden."

Natürlich wisse man nicht, ob sich jemand daran halte, sagt Monika Herrmann, die grüne Bezirksbürgermeisterin. Aber die Razzien hätten ja auch nichts verändert. "Es ist ein Versuch. Und im Moment sehe ich keinen besseren." Laufe es gut, werde sie für eine längerfristige Finanzierung eintreten.

Nur: Was heißt "gut" für einen Park, in dem so große Probleme verhandelt werden: Drogenkonsum, Stadtaufwertung, europäische Flüchtlingspolitik? Schon vor fünf Jahren diskutierte eine Kiezzrunde über einen "Görlitzer Park ohne Dreck und Drogen". Vor zwei Jahren befestigte der Bezirk Wege, stellte Laternen auf. Die Initiative "Unser Görli - einer für alle", ein Projekt des Grünflächenamts, legte einen "Garten der Kulturen" an. Heute stehen dort weiter die Dealer. Immerhin: Einige buddeln zusammen mit Anwohnern im Garten.

Ibrahim sagt, wenn er einen Job hätte, wäre er sofort weg aus dem Park. Es ist ein Wunsch, der unerfüllbar scheint: ohne Bleiberecht, ohne Schule, ohne Ausbildung. Also kommt Ibrahim weiter nachmittags in den Görli. Wartet, fragt sein "Marihuana?". Manchmal, wenn kaum Leute im Park sind oder wenn er keine Lust hat, kauft er sich einen S-Bahn-Fahrschein. Zuletzt war er weit draußen im Osten, in Wartenberg. Lief einfach durch die Straßen. Er schaue dann nur, sagt Ibrahim. Trifft er Afrikaner, spricht er sie an. Einen Bekannten hat er jetzt. In dessen Wohnung an der Warschauer Straße kann er schlafen, wenn dort Platz sei. Sonst, sagt Ibrahim, kenne er hier niemanden wirklich.

Ab und zu telefoniert Ibrahim mit seiner Mutter in Mali, einer Witwe. Er sei ehrlich, sagt er, erzähle von den Problemen, dass er keine Arbeit hat. Erkläre, warum er erst einmal nur 50 Euro geschickt habe. Von den Drogen erzählt Ibrahim nichts.

Eines Tages will er nach Mali fahren. Zu seiner Mutter, seiner Schwester, seinem Bruder. "Nur zu Besuch. Und danach zurück nach Deutschland." Richtig zurückgehen will er nicht. Er müsse einen Job finden, sagt Ibrahim.

Ob er seiner Familie, seinen Geschwistern zur Flucht raten würde? Ibrahim stutzt kurz, dann lacht er. Diese Frage, nach all dem, was er erzählt habe? "Oh no, it's no good!"

Mein Freund Jürgen

Er trank und schimpfte viel. Jürgen Kindel lebte auf den Straßen von Berlins Villenviertel Dahlem. Doch die Menschen sorgten sich um ihn und waren traurig, als er starb. Eine Geschichte über Nächstenliebe

Von Eva Sudholt, Berliner Morgenpost, 04.08.2013

An manchen Tagen war Jürgen so beschwingt, dass er Alfons packte und an sich drückte, bis ihm fast die Luft wegblieb. Jürgen lachte so laut, dass Alfons die Ohren dröhnten. Mein Freund, sagte Jürgen, mein lieber guter Freund, und drückte noch etwas fester zu. An solchen Tagen zückte er manchmal ein paar Münzen. Alfons, rief er dann, heute spendier' ich dir was! Alfons lachte und lehnte ab wie immer, meistens musste er dann erst einmal duschen.

An manchen Tagen hörte Alfons ihn schon von Weitem wüten. Dann brüllte Jürgen wie ein Löwe, andere sagen, wie ein Bär, so breit und schwer, wie er war. Er fluchte und beschimpfte, wen immer er traf. Am meisten musste sein Freund Alfons einstecken.

Am nächsten Tag stand Jürgen dann immer am Gartentor. Er wartete so lange, bis Alfons das Haus verließ. Ich hab's ja nicht so gemeint, sagte er. Aber Alfons hatte ihm längst verziehen.

An manchen Tagen hob Jürgen kraftlos und stumm seine Hand, wenn er Alfons auf der Straße sah. Bleib besser stehen, sollte das heißen. Komm nicht näher. Dann legte er den Zeigefinger auf seine Lippen. Sprich mich nicht an, hieß das, bitte lass mich allein.

Jürgen hatte angefangen loszulassen.

Durch die Zweige der Eiben fällt Sonnenlicht auf sein Grundstück. Beste Wohnlage, vermögende Nachbarn, die katholische Kirche gleich vis-à-vis. Auf Du und Du mit dem Pfarrer, den Passanten und Anwohnern - kaum jemand hier, der Jürgen nicht kannte. Kaum jemand hier, der weiß, wer er war.

Jürgen wohnt nicht mehr hier. Sein Grundstück in Dahlem am Stadtrand Berlins, vielleicht fünf Quadratmeter groß, ist verwaist. Zurück blieben zwei Scheiben Toastbrot in einer Plastiktüte, ein paar Teebeutel im Pappkarton, Pfefferminzgeschmack. Manche Trinker sagen, das sei gut gegen den Kater. Eine Dose Instantkaffee, Attraktiv & Preiswert. Eine Ausgabe des "Berliner Kuriers". Den Rest hat die Stadtreinigung abgeholt, den Hausrat von Jahrzehnten. Auch wenn er ein Haus eigentlich kaum noch betreten hat. Nicht die Notquartiere im bitterkalten Winter, da stinkt es zu sehr, hat er immer gesagt. Nicht das Haus von seinem Freund Alfons, wenn seine Frau Braten und Klöße machte. Dann sagte er: Ich stinke zu sehr, und ließ sich den Teller über den Gartenzaun reichen.

Jürgen und Häuser, das ging einfach nicht. Selbst in der Kirche hatte er Hausverbot.

Zum Abschied kam sogar der Weihbischof. Rechts und links von ihm am Altar: Priester, Kaplan, Diakon und Altpfarrer. Das ganz große Aufgebot. Davor ein einfacher Sarg, ein Kreuz mit seinem Vornamen, ein Foto von Jürgen in einem Holzbilderrahmen. Alfons sagte immer, Jürgen, darauf siehst du aus wie ein Pilger, mit deiner Mütze und dem Anorak.

Die Obdachlosigkeit unseres Bruders, sagte der Priester im Trauergottesdienst, habe auch eine theologische Dimension. Für uns Christen sei nur der Himmel eine Heimat. Im Leben aber blieben wir rastlos. Ohne Bleibe, wenn man so will.

Das Krankenbett in der Schlosspark-Klinik wurde zu Jürgens letzter Bleibe. Er sang sich selbst noch ein Lied, der Pfarrer kannte es gar nicht, er hat es dann später bei YouTube entdeckt: Preist den Namen Jesus. Er ist mein Fels, er ist meine Festung, er ist mein Erlöser, auf ihn will ich vertrau'n. Dann empfing Jürgen die Sterbesakramente.

Manche sagten: Gott sei Dank, ist er endlich weg.

Niemand weiß, wie Jürgen zu dem wurde, was er war. Wann er zu trinken begann, warum er obdachlos wurde und aufhörte, sich zu waschen. Niemand wusste, was ihn ausgerechnet in das Villenviertel Dahlem gezogen hatte, warum er nicht, wie andere Obdachlose, in Fußgängerzonen und U-Bahnhöfen lebte, warum er die Innenstadt mied und stattdessen an den Stadtrand zog. Warum er geblieben ist, wusste man wohl - aus dem gleichen Grund wie seine vermögenden Nachbarn. Weil es sich hier ganz gut leben lässt. Nur weil man obdachlos ist, muss man ja nicht anspruchslos sein.

Alfons ist einer dieser Nachbarn. Im Garten plätschert ein künstlicher Bach, Koikarpfen schwimmen darin, rundherum saftiger Rasen und Blumen. Ein großer blauer Gartenschirm gibt Schutz vor der Sonne. Im letzten Winter, der kein Ende zu nehmen schien, sorgte er dafür, dass Jürgen nicht im Schnee versank. Alfons hatte den Schirm zu Jürgen gebracht und so vor ihm aufgespannt, dass er geschützt war wie in einer Höhle. Angebote der Kältehilfe nahm er nicht an. Ich halte durch, sagte er.

Als der Winter endlich vorbei war und Jürgen sich aus seinen dicken Kleiderschichten schälte, leichtere Sommersachen anzog, ein Hemd von Tommy Hilfiger, manchmal eins von Hugo Boss - nur die weißen, bitte sehr, die anderen konnte Alfons mal schön behalten – , da wusste sein Freund, dass es zu Ende ging.

Manche Menschen in Dahlem erinnern sich noch an die Tüten-Elli mit Haaren bis zu den Kniekehlen, die wollte auch keine Hilfe, hat noch nicht mal gebettelt. Alfons sah sie oft vom Garten aus mit ihren ganzen Plastikbeuteln. Nur einmal hat sie was angenommen, als Alfons ihr seinen Bollerwagen gab, damit sie nicht mehr so schwer schleppen musste. Den nehme ich gern, sagte sie, vielen Dank. Dann ging sie wieder ihrer Wege. Man erzählte sich, sie sei Ärztin gewesen und habe einen Kunstfehler nicht verkraftet. Niemand weiß, ob das stimmt. Sie lebt schon lange nicht mehr.

Was man weiß über Jürgen, hat er über die Jahre selbst erzählt, Bekannte, Verwandte hatte er nicht. Seine Mutter starb vor ein paar Jahren und vererbte ihm 50 Euro. Jürgen gab Alfons das Geld, damit er es aufbewahrte. Zur Sicherheit, da draußen wurde schließlich geklaut, und weil er so immer wieder vorbeikommen konnte.

Was man über ihn weiß, ist bruchstückhaft, vieles zusammenhanglos. Geboren in Mannheim, Gymnasium in Alzey, abgebrochen. Praktikum im Stadtjugendausschuss Karlsruhe. Sozialarbeiter, Kellner. Abgeschlossene Ausbildung zum Erzieher am Edith-Stein-Kolleg in Paderborn. Arbeit bei den Grünen. Jobben bei Schlecker. Und als Bademeistergehilfe. Reisen mit dem Rucksack nach Schweden, Dänemark, Griechenland. Man wird nicht obdachlos von jetzt auf gleich, hat er einmal gesagt. Man muss sich fragen: Schaffe ich das? Halte ich durch? Manchmal sprach er über Bücher, Klaus Wagenbach, Alois Prinz, Marx und Engels und Iring Fetscher. Jürgen sprach Englisch. Er hatte keine Papiere, nur einen Ersatzausweis von der Botschaft in London. In Hamburg klaute er Autos,

kam ins Gefängnis. Er hatte ein Fahrrad, einen Ball und ein Radio. Er hörte britische Sender und am Wochenende Bundesliga. Wenn er betrunken darauf einschlief, brach die Antenne ab. Dann kaufte Alfons ein neues für ihn, am besten eins von Panasonic, sagte Jürgen.

Als Jürgen vor 13 Jahren nach Dahlem kam, zog er zuerst auf den St.-Annen-Friedhof. Er schlief neben den Ehrengräbern prominenter Berliner, neben Helmut Gollwitzer und Rudi Dutschke, und fühlte sich geborgen. Dann wurde er vom Friedhof vertrieben. Jürgen zog vor die Kirche St. Bernhard. Er breitete sich aus, hinterließ seinen Müll, pöbelte die Leute an und stürmte den Gottesdienst mit Gebrüll. Jürgen musste gehen.

Nebenan stellte das Postamt den Betrieb ein, Jürgen schlug sein Lager im Hauseingang auf. Als er auch hier vertrieben wurde, bezog er seine letzte Unterkunft auf der anderen Straßenseite: in einem Gebüsch hinter der Bushaltestelle. Hier konnte ihn niemand vertreiben, Grünanlagen gehören jedermann. Er verteidigte seinen Platz und seine Stellung im Kiez, auch wenn das hier nicht so heißt. Manchmal versuchte ein gewisser Walter aus Steglitz in sein Revier einzudringen. Der war mal Ringer in der DDR und irgendwann auf der Straße gelandet. Wenn Walter kam und Alfons anquatschte, sah Jürgen fast rot vor Eifersucht. Dabei war er ja längst wie ein Familienmitglied. Das schwarze Schaf, auch äußerlich, so dreckig konnte er sein.

Manchmal sagte Alfons' Tochter Marie: Der Jürgen kriegt ja mehr Taschengeld von dir als ich! Aber ernst gemeint hat sie es nie, auch wenn sie manchmal Angst vor ihm hatte. Wenn sie nach Hause ging und Jürgen schimpfend im Gebüsch saß. An anderen Tagen kam er dann wieder zum Gartenzaun und hatte ein Geschenk für sie. Er wusste, dass sie Schmuck machte und gab ihr ein paar Perlen, die er irgendwo herhatte. Er wollte immer auch etwas zurückgeben.

Jeden Morgen auf dem Weg zur Kirche brachte Alfons ihm Kaffee, heiße Suppen in Thermoskannen, Tee und manchmal Wein aus dem Tetrapack, den Jürgen gern mochte. Bis Alfons sich schwor, ihm nichts mehr zu trinken zu geben. Es war, als würde der Wein den Verstand ausschalten.

Seine Lieblingszigaretten besorgte der Weihbischof, Marke Eckstein No. 5, auch wenn die schwer zu bekommen waren. Das meiste ließ sich Jürgen aus dem Supermarkt bringen. Dann stand er vor Kaiser's und quatschte die Kunden an: Kannst du mir Wein besorgen?

Jürgen leerte seinen Pappbecher aus, die Münzen klimperten in seine hohle Hand. Geld hab ich genug, sagte er. Er hatte nur wieder mal Hausverbot. Und wer war man denn, ihm das zu verwehren? War Wein denn nicht das Blut Christi? Irgendjemand erbarmte sich immer. Manchmal auch ungefragt, wie an dem Tag, als Alfons dachte: Jetzt kann ich nicht mehr.

Als Jürgen im Frühling seine Wintersachen ablegte, die weinrote Daunenjacke im Gebüsch verstaute, da hatte er zwanzig Kilogramm abgenommen. Er konnte kein Essen mehr bei sich behalten. Alfons bestellte einen Krankenwagen. Er fuhr ohne Jürgen wieder weg. Er wollte sein Hab und Gut – etwa 20 prall gefüllte Tüten Müll, alle systematisch bepackt - nicht allein lassen. Selbst jemand, der nichts mehr hat, kommt ganz ohne Besitz nicht aus. Beim nächsten Mal kam der Wagen mit Blaulicht, da bekam Jürgen Angst, auch davor, dass jemand sehen könnte, wie er Hilfe in Anspruch nahm. Und dann kam der Mann mit dem Wein. Jürgen setzte an und trank sie fast leer. Wie von Sinnen vertrieb er die Menschen um sich herum.

Mitte Juli hingen Zettel an Bäumen und Laternen in der Königin-Luise-Straße: Der Herr über Leben und Tod hat nach kurzer schwerer Krankheit Jürgen Kindel, den Obdachlosen von Dahlem, zu sich gerufen. Sein letzter Wunsch sei es gewesen, in Dahlem beerdigt zu werden. Um ihm eine würdige Bestattung zu ermöglichen, bitte die Kirchengemeinde um Spenden.

Alfons hatte sich noch verabschiedet. Wir sehen uns in ein paar Wochen, sagte er. Dann machte er sich auf nach Frankreich zur Pilgerfahrt. Die Nachricht von Jürgens Tod bekam er per E-Mail. Es traf ihn noch schwerer, als er dachte.

Aus dem Bären war ein schmaler Mann geworden. Er mochte nicht mal mehr Weißwein trinken, so unerträglich waren die Schmerzen. Als Jürgen in seinem Gebüsch nur noch dahinvegetierte, gelang dem Küster ein letzter Versuch. Er ließ Jürgen in die Klinik bringen, die Diagnose: Krebs an der Bauchspeicheldrüse. Das jahrzehntelange Trinken hatte seine Spuren hinterlassen.

Jürgen wurde im November geboren – die letzte Ruhestätte hätte er in Lichtenberg finden sollen. Die Bestattung Obdachloser teilen sich die Bezirke nach Geburtsmonat auf. Die Spenden, die zusammenkamen, reichten für eine Beerdigung in Dahlem. Pfarrer Gebhard, seit 20 Jahren tot, wird ihm Obdach in seinem Grab geben, das hat die Kirche so

beschlossen. Im Gebüsch gegenüber liegt ein Blumengesteck, Alfons' Frau hat es gemacht. Irgendjemand hat etwas bunten Stoff aufgehängt. Eine Grabkerze brennt. Sein letztes Hab und Gut bleibt liegen, auch wenn es nichts weiter als Müll ist. Jürgens Reliquien, sagt Alfons dazu.

Zum letzten Weihnachtsfest hatte die Kirche ihr Hausverbot gelockert. Jürgen durfte im Vorraum bleiben und mitbeten. Er benahm sich ordentlich. Nach der Christmette stellte sich Alfons mit einem Korb zur Türkollekte an den Ausgang. Auf die andere Seite postierte sich Jürgen. Er bildete mit seinen Händen ein Gefäß. Als alle Besucher draußen waren, hatte er mehr als 70 Euro gesammelt. Er nahm alle Münzen und Scheine und steckte sie Alfons in die Kollekte.

Alfons sagt, er hätte gern ein Bild gehabt, das sie zeigt wie zwei Freunde, die sich umarmen. Einfach so mit dem iPhone geknipst. Gelegenheiten gab es genug. Auch wenn er danach selbst so stank, dass er erst einmal duschen musste.

Wie ich einmal Deutscher wurde

5693 Rheinland-Pfälzer sind im vergangenen Jahr eingebürgert geworden. Unser Redakteur war einer von ihnen.

Von Dietmar Telser, Rhein-Zeitung, 27.07.2013

In dem Jahr, in dem ich beschließe, Deutscher zu werden, ist die Welt wieder einmal schlecht auf dieses Land zu sprechen. In Griechenland verbrennen sie deutsche Flaggen auf den Straßen, in Italien zeichnet eine Zeitung der Kanzlerin ein Hitlerbärtchen unter die Nase, und aus England kreischt die Daily Mail „Willkommen im Vierten Reich“. Es ist Schuldenkrise, und Deutschland hat sich mit seiner – sagen wir – Finanzdisziplin, wieder einmal ziemlich unbeliebt gemacht.

Um die deutsche Staatsbürgerschaft zu erhalten, braucht man keinen Termin. Um Deutscher zu werden, muss man nicht einmal eine Wartenummer ziehen. „Kommen Sie einfach vorbei“, sagt der Leiter des Sachgebietes für Staatsangehörigkeitsrecht, Rolf Mehlem, am Telefon.

Die Einbürgerungsstelle liegt im Stadtteil Rauental, das Büro von Herrn Mehlem in der zweiten Etage, Zimmer 202. Wer die Treppen nimmt, kommt an einem Fenster vorbei, von dem der Blick in ein anderes Fenster ins Nachbargebäude fällt. Es muss ein Abstellraum sein. Dutzende Aktenordner sind darin aufgetürmt, zum Teil sind die Stapel umgekippt, zerfleddertes Papier ist aus den Mappen gerutscht und drückt gegen die Scheibe. Es ist, als könne die gegenüberliegende Behörde der Akten nicht mehr Herr werden, als würde sie von den eigenen Verordnungen erdrückt. Ich muss an Kafkas „Schloss“ denken und an einen zermürbenden Weg durch das Labyrinth der deutschen Bürokratie. Und ich möchte eigentlich sofort wieder umdrehen.

Aber die Tür zu Herrn Mehlems Büro ist offen. Er lächelt zur Begrüßung, „Ja, ich erinnere mich“, und tippt schon meinen Namen in den Computer ein. Ich habe mich auf dieses Gespräch vorbereitet. Ich weiß, was ich antworten werde, wenn mich Herr Mehlem

fragt, weshalb ich Deutscher werden will. Ich werde sagen, dass ich fast so viele Jahre meines Lebens in Deutschland verbracht habe wie in meinem Geburtsland Italien, dass ich mich als Bürger dieses Landes sehe, alle Rechte wahrnehmen möchte und natürlich auch all die Pflichten. Und ich werde sagen, dass ich bei den nächsten Bundestagswahlen gern meine Stimme abgeben möchte. Vielleicht würde ich auch erklären, dass ich es leid bin, an Grenzkontrollen deutlich länger gemustert zu werden, als meine Freundin, die in Deutschland geboren wurde, und ich würde eventuell auch schildern, wie sie einen ansehen, wenn man als Italiener in einem großen Elektronikmarkt einen Kühlschrank auf Raten kaufen möchte. Vielleicht würde ich auch erzählen, wie schwer es ist, als Ausländer eine DVD auszuleihen, weil in Videotheken keine ausländischen Personalausweise akzeptiert werden, sondern nur eine Meldebestätigung, die ich natürlich nie dabei habe. Und dann würde ich sofort sagen, dass es gar nicht um diese blöde DVD geht, sondern darum, dass einem als Ausländer immer wieder vermittelt wird, nicht wirklich dazuzugehören. Das alles würde ich Herrn Mehlem sagen. Aber das alles will er gar nicht wissen.

Er wird so tun, als gäbe es nichts Naheliegenderes für jemanden, der seit 15 Jahren in diesem Land lebt. „Sie können eingebürgert werden und dabei auch die italienische Staatsangehörigkeit behalten“, sagt er, „mit der neuen Staatsangehörigkeit erhalten Sie alle Rechte und Pflichten und verlieren keine.“ Dann spricht er über das Staatsangehörigkeitsgesetz. Eigentlich referiert er fast darüber, er redet sich in Begeisterung, erzählt von Fällen, die es geschafft haben, und man merkt, wie er sich darüber noch heute freut und ich denke, wenn Deutschland so ist wie der Beamte Mehlem, dann möchte ich eigentlich gern Deutscher werden.

Einbürgerungen sind längst kein Staatsakt mehr. 5693 Rheinland-Pfälzer sind im vergangenen Jahr deutsche Staatsbürger geworden. Die Koblenzer Einbürgerungsstelle gilt als die eifrigste im Land. In den vergangenen drei Jahren wurde hier die höchste Quote an Einbürgerungen in ganz Rheinland-Pfalz erzielt.

Es ist etwas einfacher geworden, Deutscher zu werden, nachdem das alte wilhelminische Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz zum Jahr 2000 überarbeitet wurde. Bis dahin zählte vor allem das Ius Sanguinis, das Recht des Blutes, das sogenannte Abstammungsprinzip. Das Kind bekam dann die deutsche Staatsbürgerschaft, wenn es einen deutschen Vater oder eine deutsche Mutter hatte. Deutscher konnte auch werden, wer seit 15

Jahren hier lebte. Inzwischen gilt eine Mischung aus dem Abstammungsprinzip und dem Ius Soli, dem Recht des Bodens, also dem Geburtsortsprinzip. Kinder mit ausländischen Eltern, die hier geboren werden, erhalten automatisch die deutsche Staatsbürgerschaft. Allerdings müssen sich Jugendliche bis zum 23. Lebensjahr entscheiden, welche Nationalität sie behalten wollen. Man spricht vom Optionsmodell.

Eigentlich hätte das neue Staatsangehörigkeitsgesetz damals viel weiter gehen sollen. Rot-Grün wollte, dass alle Ausländer beide Staatsangehörigkeiten behalten dürfen, dass also auf das Optionsmodell verzichtet wird. Aber die Union hat dies mit einer Unterschriftenaktion verhindert. Die Christdemokraten gewannen damit die Wahlen in Hessen und kippten auch die Mehrheitsverhältnisse im Bundesrat. Das Optionsmodell war das Zugeständnis, damit auch das SPD und FDP regierte Rheinland-Pfalz für die Reform votierte.

Bis heute lehnt der große Teil der CDU die Doppelstaatsbürgerschaft ab. Erst vor wenigen Wochen hat der Bundesrat wieder eine Initiative zur doppelten Staatsbürgerschaft angestoßen. Das Gesetz muss aber durch den Bundestag und wird dort wohl weiter von der CDU blockiert. Die Christdemokraten sind der Meinung, dass jemand nicht zwei Ländern gegenüber loyal sein kann. „Die deutsche Staatsbürgerschaft ist kein Ramschartikel“, hat CSU-Generalsekretär Alexander Dobrindt vor Kurzem gesagt.

Es ist eine seltsame Diskussion. Denn in der Praxis gibt es so viele Ausnahmen, dass die Doppelstaatsbürgerschaft längst üblich ist. Fast alle EU-Bürger können ihre alte Staatsbürgerschaft behalten. Einwanderer etwa aus dem Irak, Afghanistan, Syrien, dem Libanon oder Tunesien können ihre Pässe ohnehin gar nicht abgeben – sie bleiben Doppelstaatsbürger. 2741 Menschen, also fast die Hälfte der im vergangenen Jahr in Rheinland-Pfalz eingebürgerten Personen, haben nach der Einbürgerung ihren alten Pass zumindest vorerst behalten.

Iraker können also gleichzeitig Deutsche sein, Deutsche gleichzeitig Italiener. Aber Norweger oder Türken nicht. Nachvollziehbar ist dies kaum. Auch verramscht wurden die Staatsbürgerschaften bisher nicht. 1999, vor der Reform, wurden 5015 Bürger im Land eingebürgert, zunächst stieg die Zahl auf mehr als 7000. Inzwischen sind es nur ein paar

Hundert weniger als vor dem Jahr 2000. Es ist also nicht so, dass der große Ansturm auf die deutsche Staatsangehörigkeit eingesetzt hätte.

Herr Mehlem sagt, dass es einen Trend zum Doppelpass gebe und dass sich daran in den nächsten Jahren wohl nichts ändern wird. „Wir brauchen die Zuwanderer.“ Dann lächelt er und blickt in die Luft, als würde er im Kopf rechnen. „Es gibt die verrücktesten Konstellationen.“ Er sagt, wenn eine Schwedin, die mit einem Finnen verheiratet ist, in Deutschland ein Kind bekommt, das sich später in Italien einbürgern lässt, dann kann sie vier Pässe besitzen. Dann blickt er nachdenklich an mir vorbei. „Wahnsinn, was es da gibt.“ Als hätte er es gerade erst selbst zum ersten Mal festgestellt.

„So“, sagt Mehlem dann und wird wieder sachlich. Er legt ein Papier auf den Schreibtisch. „Wir benötigen von Ihnen“ steht darüber, und Herr Mehlem füllt die leeren Stellen mit dem Kugelschreiber aus: Pass, Freizügigkeitsbescheinigung, also so etwas wie eine Aufenthaltsgenehmigung für EU-Bürger, Geburtsurkunde, Einkommensnachweise. Der Staat verlangt auch einen Nachweis, dass ich deutsche Sprachkenntnisse habe. Ich bin zwar Angehöriger einer deutschsprachigen Minderheit in Italien, Deutsch ist meine Muttersprache und mein Vorname ist so deutsch, dass es weh tut. Aber dem Gesetzgeber ist das egal. Nur mein Germanistikstudium rettet mich vor dem Sprachkurs. „Beim Einbürgerungstest können wir aber nichts machen“, sagt Mehlem.

Herr Mehlem überreicht mir eine Adressenliste mit Sprachschulen, die den Test abnehmen. Und er legt eine Kopie des Bekenntnisses zur freiheitlichen demokratischen Grundordnung bei. Herr Mehlem sagt, dass er jetzt alles in die Wege leiten wird. Dass er Stellungnahmen der Behörden einfordern wird, die dauern können: Meldebehörde, Ausländerbehörde, Bundeszentralregister, Polizei, Landeskriminalamt, Verfassungsschutz. „Ku-Klux-Klan“, fragt er, „oder kurdische PKK?“ Und als ich lächle und nicht sofort antworte, wird er ernst. „Sie waren doch nicht Mitglied in einer extremistischen Vereinigung?“ „Nein,“ sage ich.

Ich werde dafür sorgen, dass ich einen Geburtsnachweis aus Italien erhalte, und wenige Wochen später sitze ich wieder bei Herrn Mehlem. Er sagt: „Och, Sie hätten das ruhig auch schicken können.“ Aber ich habe trotzdem das Gefühl, dass er sich freut. Außerdem muss ich reden. Es sind wenige Tage bis zum Einbürgerungstest. Wir sprechen

über Loyalitäten und Wahlen. Die Union sagt, dass Mehrstaatigkeit zu Loyalitätskonflikten führt. Aber warum kann es keine Identität und Loyalität über Grenzen hinweg geben? Ich möchte meine Herkunftsidentität behalten, und ich will in Deutschland wählen, weil ich hier arbeite und in diesem Land nun seit Jahren meinen Lebensmittelpunkt habe. Ich möchte aber auch in Italien abstimmen, weil ich dem Land emotional verbunden bin und es mir wichtig ist, dass Leute nicht mehr in das Parlament gewählt werden, die eigentlich besser ins Gefängnis gehören.

Mehlem sieht das pragmatisch. Er erklärt, was er nicht mag: „Wenn jemand sagt, dass er halb Deutscher, halb Italiener ist.“ Nach der Einbürgerung sei man beides. „Sie sind Italiener. Und Sie sind Deutscher.“ Gerade läuft die Fußball-Europameisterschaft. Ich frage zum Abschied im Spaß. „Darf ich weiter zu Italien halten?“ Mehlem blickt mir lange in die Augen. „Sie müssen.“

Aber die Sache wird noch komplizierter. Am 28. Juni 2012 muss ich zum Einbürgerungstest antreten. Es ist der Tag des größten anzunehmenden Loyalitätskonflikts, dem EM-Halbfinale Italien – Deutschland. Und es ist der Tag, an dem die Staatsanwaltschaft sich zu einem Rassismussvorfall in Neuwied äußert. Schwarzen wurde der Zutritt zu einer Fußballübertragung verwehrt. Die Staatsanwaltschaft teilt mit: „Selbst wenn die Vorkommnisse wahr sind, was man zunächst einmal unterstellen muss, erfüllen sie nicht den Bestand einer Straftat.“

Vor dem Test bin ich aufgeregt. Herr Mehlem hatte mir eigentlich Mut gemacht. Er hatte gesagt, dass es bisher noch fast jeder geschafft hat, es eigentlich unmöglich ist durchzufallen. Tatsächlich wird die Bestehensquote in Rheinland-Pfalz in diesem Jahr bei 98,7 Prozent liegen.

Ich habe meinen Freunden gesagt, dass ich mich nicht darauf vorbereite, weil ein Scheitern unwahrscheinlich sei. Dann habe ich heimlich zu Hause den Test geübt. So lange, bis ich keine Fehler mehr mache. Am Morgen vor dem Test habe ich noch einmal gelernt. Aber ich werde das niemandem verraten.

Der Einbürgerungstest besteht aus viele Fragen zum Holocaust. Ich habe Deutschland immer für seine Aufarbeitung der NS-Vergangenheit bewundert, ich hätte mir dies oft in

Italien gewünscht. Jetzt merke ich, wie die Geschichte endgültig auch meine wird. Deutscher zu werden, heißt auch Ballast aufzunehmen.

Am 28. Juni, 16 Uhr sitze ich in einer Sprachschule in der Koblenzer Rizzastraße und warte auf die Teilnehmerbogen. „Willkommen zum Einbürgerungstest“, sagt eine Mitarbeiterin der Sprachschule und teilt die Bogen aus. Ich erhalte die Prüfungsnummer 39490, die Testbogennummer 3411073. Mein Banknachbar aus Ungarn sagt, dass er sich lange auf den Test vorbereitet hat. Und dass er die Frage nicht beantworten konnte, bei der es um die Voraussetzungen für einen Gerichtsschöffen ging. Er hat seine deutschen Arbeitskollegen gefragt. „Keiner wusste es.“ Und er hat gesagt, dass er sich über die Antwort auf die Frage wunderte, wer die ersten Gastarbeiter Deutschlands waren. Italiener lautet die und nicht Türken. Ich sage nichts und verschweige, dass ich beim Üben auch einmal das Häkchen bei den Türken gesetzt habe. Dann werden die Fragen verteilt.

33 Fragen sind es, 60 Minuten geben sie uns Zeit. Mein neuer Nationalstaat will von mir wissen, wer den deutschen Bundesrat bildet. Wie das Wappen von Rheinland-Pfalz aussieht und welche Aufgaben die Bundesversammlung hat. Sie wollen aber auch wissen, wo man einen Hund anmelden muss. Ich stelle mir vor, dass es Menschen gibt, die vielleicht gerade an dieser Frage gescheitert sind. Und sie stellen noch seltsamere Fragen. „Was kann ich machen, um eine Buslinie zu erhalten, die abgeschafft werden soll?“ Als Antworten werden unter anderem angeboten: einen Brief an das Forstamt schreiben. Oder: Ich trainiere Radfahren. Zuerst finde ich die Antworten amüsant, dann fällt mir die Aufregung eines anderen Teilnehmers auf, der ganz offensichtlich Angst davor hat, den Test nicht zu bestehen. Und mich beschleicht ein unangenehmes Gefühl. Ich finde die Antworten nicht mehr lustig.

Es kommt auch folgende Frage: Zwei Freunde wollen in ein öffentliches Schwimmbad in Deutschland. Beide haben eine dunkle Hautfarbe und werden deshalb nicht hineingelassen. Welches Recht wird in dieser Situation verletzt? Es geht um das Gleichbehandlungsprinzip. Ich muss an die Meldung der Staatsanwaltschaft denken.

Nach 20 Minuten möchte eine Teilnehmerin wissen, wie viele Fehler sie machen darf. Von 33 Fragen müssen 17 richtig beantwortet werden, um den Test zu bestehen. Aber die Mitarbeiterin der Sprachschule kann die Frage nicht beantworten. Es entspinnt sich kurz

eine Diskussion, dann wird gelacht. Bis ein Teilnehmer wütend wird. Er sagt, dass er sich konzentrieren muss und man merkt, wie ernst die Sache hier ist.

Die Frage 22 will ich nicht beantworten. Welche Religion die europäische und deutsche Kultur geprägt hat, wollen sie von mir wissen. Hinduismus, Christentum, Buddhismus, Islam stehen zur Auswahl. Nur eine Antwort ist richtig. Aber hat sich nicht Schopenhauer intensiv mit dem Buddhismus auseinandergesetzt? Hat Hesses „Siddhartha“ nicht die deutsche Kultur geprägt? War Hegel nicht von Hinduismus beeinflusst? Und hatte der Islam keine Folgen für Europas Kultur? Zumindest kann man darüber diskutieren. Ich kreuze alle vier an.

Kurz bevor die 60 Minuten vorbei sind, fotografiere ich meinen Testbogen. Und bekomme dafür richtig Ärger.

„Haben Sie jetzt fotografiert?“, fragt die Mitarbeiterin.

„Ja, zur Erinnerung.“

„Das dürfen Sie nicht.“

„Warum?“

„Das ist nicht erlaubt.“

„Warum nicht?“

„Sie müssen das Foto löschen.“

„Ich will das nicht“, sage ich und lüge „außerdem war es ja nur das Deckblatt.“

„Nur das Deckblatt?“

„Nur das Deckblatt.“

„Gut.“

Am Abend gewinnt Italien gegen Deutschland 2 zu 1. Die beiden Tore wird der im Jahr 2008 in Italien eingebürgerte Mario Balotelli schießen. Den Anschlusstreffer wird der im Jahr 2007 in Deutschland eingebürgerte Mesut Özil schießen. Ich freu mich über den Sieg. Und habe ein schlechtes Gewissen.

In der Zeit, in der ich auf das Ergebnis meines Tests warte, verreise ich mit Freunden nach Schweden. Wir sind Italiener und Deutsche. Ich muss an Herrn Mehlem denken und an die Konstellation, dass ein Italiener, der einen Deutschen in Schweden heiratet ... An einem Abend sprechen wir über die Einbürgerung. Die Italienerin, seit 20 Jahren in Deutschland, kann sich nicht vorstellen, Deutsche zu werden. Niemals würden ihr das die Eltern zu Hause verzeihen, sagt sie. Und außerdem habe sie das italienische Polittheater der vergangenen Jahre entpolitisiert. Sie muss gar nicht wählen. Es gibt Streit. Ihre deutsche Freundin sieht dies als fehlende Loyalität zu dem Land, in dem sie lebt. Es geht um die Frage, ob Einwanderer sich ohne Staatsbürgerschaft nicht einer Verantwortung entziehen. Und auch darum, ob man sich als Einwanderer zu diesem Land bekennt oder nicht. In Italien gibt es ein Sprichwort. Es heißt, dass die Italiener die Deutschen respektieren, aber sie nicht lieben. Und die Deutschen, sagt man, lieben die Italiener, aber sie werden sie niemals respektieren können.

Wir werden zu viel Wein getrunken haben, und am Ende ist von Arroganz und Überheblichkeit die Rede, und es werden sich zwei Fronten gebildet haben: auf der einen Seite Italien, auf der anderen Deutschland. Ich merke, dass ich jetzt zwischen den Stühlen sitze. Und muss an die CDU denken.

Zwei Wochen danach erhalte ich ein Paket. Es ist ein Pappkarton mit der Bescheinigung über die erfolgreiche Teilnahme am Einbürgerungstest gemäß § 10 Absatz 5 Satz 1 StAG. Eine Antwort war falsch.

Wenig später sitze ich wieder bei Herrn Mehlem. Und alle Zweifel verfliegen. Er freut sich, als ich ihm erzähle, wie ich durch den Einbürgerungstest noch einmal ins Grübeln gekommen bin. „Wir kommen jetzt in die heiße Phase“, sagt er. Dann reicht er mir seine Visitenkarte. „Wir beide müssen jetzt ständig im Kontakt bleiben.“

Am 19. September 2012 erhalte ich ein Schreiben vom Ordnungsamt der Stadt Koblenz. „Bescheid“ steht groß in Sperrschrift drüber. „Ihr Antrag auf Einbürgerung in den deutschen Staatsverband.“ Ich soll am 1. Oktober um 10.15 Uhr bei Herrn Mehlem vorsprechen, dem Antrag wurde stattgegeben. Um 10 Uhr stehe ich bei Herrn Mehlem. Die Einbürgerungsurkunde ist in einer Dokumentenhülle mit einem Büttenpapiermuster. Sie ist grün und trägt den Bundesadler als Wasserzeichen.

„So“, sagt er, „das ist die Urkunde.“ Natürlich muss ich eine Empfangsbestätigung unterschreiben. „Ich erkläre feierlich, dass ich das Grundgesetz und die Gesetze der Bundesrepublik Deutschland achten und alles unterlassen werde, was ihr schaden könnte“, liest Herr Mehlem vor. Und als ich frage, ob ich den Satz wiederholen soll, sagt er zuerst: „Das tue ich Ihnen nicht an. Aber wenn Sie möchten...“ Ich wiederhole den Satz. Dann überreicht mir Herr Mehlem das Grundgesetz und sagt „Sie können jetzt ein Foto machen.“

Ich bin jetzt Deutscher. Ich habe einen deutschen Pass, einen deutschen Personalausweis und einen Gartenzweig. Den hat mir meine Kollegin aus der Redaktion zur Einbürgerung geschenkt. Wenige Wochen nach der Einbürgerung verreise ich zum ersten Mal mit dem deutschen Pass. Am Flughafen von Tunis setze ich mich in ein Taxi. „Von wo sind Sie?“, fragt der Fahrer. Früher habe ich Italien gesagt, und die Taxifahrer haben darauf meist geantwortet „Ah, Spaghetti, Pizza.“ Manchmal haben sie auch „Buenos dias“ gesagt. Zum ersten Mal aber werde ich „Deutschland“ sagen. Der tunesische Taxifahrer beugt sich zu mir, kommt näher und flüstert mir ins Ohr. „Eil Itler.“